



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsche Geschichte fürs deutsche Volk

Schnizer, Otto

Stuttgart, [1929]

III. Die Neuzeit

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77080](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77080)

III. Die Neuzeit.

1. Die Reformation.

Die Schäden der Kirche.

Der Ruf nach einer „Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern“, der seit hundert Jahren im Abendlande immer wieder laut geworden war, schwieg nicht mehr. Was bisher geschehen war, war wertlos gewesen. Die Konstanzer Kirchenversammlung (Konzil) hatte bloß die päpstliche Spaltung beseitigt, aber den Mann, der eine innere Erneuerung wollte, Johann Hus, dem Feuertode überantwortet. Nicht lange nachher wurde in *V a s e l* ein Konzil zur Reform der Kirche gehalten. Es dauerte 17 Jahre, von 1431—1448. Von Anfang stellte sich das Konzil auf den Standpunkt, daß es über dem Papste stehe. Das war ja auch in Konstanz dadurch, daß das Konzil drei Päpste absetzte und einen vierten wählte, tatsächlich anerkannt worden. In Basel verging viel Zeit unter Streitigkeiten zwischen dem Papste, der die Ansprüche des Konzils nicht anerkennen wollte, und der Mehrheit der versammelten Kirchenfürsten. Doch setzten diese es durch, daß eine Reihe von Beschlüssen gegen kirchliche Mißbräuche, hauptsächlich gegen die Gelderpressungen des Papsttums, gefaßt und auch vom Papste anerkannt wurden. Die Ausführung ließ allerdings zu wünschen übrig, und so war es nur eine halbe Reform. Der Ruf nach gründlicher Reform wurde immer dringender. In Deutschland mehr als anderwärts. Denn Deutschland wurde mehr als andere Länder von den Päpsten ausgezogen. — Dazu kam, daß am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts auf dem päpstlichen Stuhl ganz und gar weltlich gesinnte Menschen saßen, die teils in furchtbaren Lastern lebten und vor den schrecklichsten Verbrechen nicht zurückscheuten, teils Kriege führten wie weltliche Fürsten.

Auch in den *K l ö s t e r n* gab's Anstöße genug. Die Pflege der Wissenschaften und Künste war von den Klöstern auf die Bürger der Städte übergegangen. Im Acker-, Wein- und Obstbau war der Bauer so vorangeschritten, daß er auch ohne das Vorbild der Klöster auskommen konnte. Bücherabschreiben war seit Erfindung der Buchdruckerkunst nicht mehr nötig. So blieb als einzige Aufgabe Predigt und Seelsorge. Aber es gab doch genug Weltgeistliche; so blieb für die Mönche auch in diesem Stück nicht viel zu tun übrig. Auch waren die meisten Klöster sehr reich

geworden. Aber reich sein und nichts zu arbeiten haben ist für keinen Menschen gut. So waren in vielen Klöstern sehr schlimme Zustände.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts haben die *W i s s e n s c h a f t e n* einen neuen Aufschwung genommen. Die Schriften der alten Römer und Griechen wurden wieder hervorgeholt und mit neuem Eifer studiert, und zwar nicht von Mönchen wie früher, sondern von Laien. Man nannte diese die *H u m a n i s t e n*. Die sahen alle diese Gebrechen der Kirche und dachten: Wie? sollen wir uns leiten und führen lassen von Priestern und Mönchen, wir, die wir doch viel gescheiter, gebildeter, gelehrter sind als sie? Und da kamen von dieser Seite auch heftige Angriffe auf die Kirche.

Bei alledem darf man nicht glauben, es sei in der Kirche *a l l e s* schlecht und faul gewesen. Es gab, namentlich in Deutschland, noch genug fromme Leute, die in aller Einfachheit und Aufrichtigkeit Gott dienen wollten. Es gab auch unter Mönchen und Weltgeistlichen tüchtige, aufrichtig fromme Menschen, denen daran gelegen war, ihren Weg zu Gott zu finden und andere recht zu weisen. Aber gerade diese Leute haben am schwersten gelitten unter der Verderbnis und Verweltlichung des Papsttums.

So sah es aus am Ende des 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts. Da war wohl viel Frömmigkeit unter den Leuten, wahre und falsche; aber der geistliche Stand hatte doch *s e h r* viel unwürdige Mitglieder. Vor allem aber war die höchste Leitung der Kirche, das Papsttum, völlig verweltlicht und seiner wahren Aufgabe untreu geworden. Darum waren auch viele Menschen, und gerade die besten und frömmsten, irre geworden an der Kirche und verbittert über die schamlose Geldmacherei des Papsttums. Überall hat's geheißt: es *m u ß* endlich anders werden. Aber wer wird's ändern und bessern? Manche hatten's versucht und waren zugrunde gegangen. Wann kommt der rechte Mann? — So war die Zeit erfüllt für das Kommen eines Neuen.

Martin Luther und die Reformation.

Seine Jugend.

Zur rechten Zeit kam auch der rechte Mann. — Am 10. November 1483 ward dem Bauernsohn und Bergmann Hans Luther in Eisleben am Harz von seiner Frau Margarete geb. Ziegler ein Söhnlein geboren. Die Eltern brachten's gleich am folgenden Tage zur Taufe und nannten es nach dem Kalenderheiligen Martin. Sie waren echte Bauersleute, fleißig und sparsam. Dem zähen Bauernfleiß des Vaters gelang es nach und nach, sich aus ärmlichen Verhältnissen zu einem ordentlichen

Wohlstand heraufzuschaffen: in Mansfeld, wohin sie bald nach der Geburt des Sohnes übersiedelten, wurde er Pächter von zwei Schmelzöfen und gelangte zu solchem Ansehen, daß er Mitglied des Rates wurde. In Häusern, in denen von früh bis spät harte Arbeit die Losung ist, werden auch die Kinder nicht weichlich und zärtlich, sondern streng erzogen. So ging's auch im Lutherschen Hause. Aber Hans Luther wollte auch, daß sein Sohn etwas Rechtes werde. Darum sparte er nicht an der Erziehung, sondern schickte den kleinen Martin schon sehr frühe in die Schule in Mansfeld. Doch war das keine Volksschule wie die unsrigen — solche gab's damals noch gar nicht —, sondern eine lateinische Schule. Die Knaben wurden in dieser Schule viel mehr mit Schlägen als mit verständigem Unterricht zum Lernen getrieben. Aber da der Knabe so gute Gaben von Gott auf den Lebensweg mitbekommen hatte, so lernte er trotzdem etwas Tüchtiges, also daß ihn der Vater mit 14 Jahren nicht aus der Schule nahm, sondern ihn in eine bessere Schule nach Magdeburg und ein Jahr später nach Eisenach brachte. Dort war auch ein trefflicher Lehrer, der die Schüler freundlich behandelte; dazu fand Luther liebevolle Aufnahme in dem Hause einer vermöglichen Frau Cotta, die den Knaben wegen seines fröhlichen Singens und herzlichen Betens in der Kirche lieb gewonnen hatte. Sie hat in der Fremde Mutterstelle an ihm vertreten, und in ihrem Hause hat er oftmals in seinen Freistunden die Laute gespielt und gesungen; denn die Musik hat er von Jugend auf ganz besonders geliebt.

Und wie er 18 Jahre alt war, da ging's auf die Hochschule nach Erfurt. Denn ein Rechtsgelehrter soll er werden, so will's der Vater. Wie weit kann es auch heute ein Rechtsgelehrter bringen! Bis zum Minister, ja zum Reichskanzler. Ähnlich war's damals, und der alte Luther hätte doch einen rechten Stolz gehabt, wenn sein Martin ein großer Herr geworden wäre. Aber zuerst muß er mit einer andern Wissenschaft, mit der Weltweisheit, anfangen. Der Student Martin Luther war ein fröhlicher Geselle und hat gerne Verkehr gepflogen mit guten Freunden. Aber das Arbeiten hat er nicht auf der Seite liegen lassen; das lag ihm schon von Vater und Mutter her im Blute. Und gewußt und gelernt hätte er gerne immer mehr, und er strebte über das Sichtbare hinweg zu dem Unsichtbaren und Ewigen. So war er ein fleißiger Student und ward nach einigen Jahren Magister der Weltweisheit. Und nun ging's an die Rechtsgelehrsamkeit. Da soll er lernen, wie die Obrigkeit Länder und Völker regiert, wie sie Verbrechen straft, wie sie Händel schlichtet. Das gefiel ihm nicht so gut; denn sein Geist strebte nach höheren Dingen. Aber sein Vater will's so haben; drum tut er's. Doch eines Abends lädt er seine guten Freunde zu sich ein und ist mit

ihnen fröhlich; aber zuletzt sagt er ihnen: „Morgen geh ich ins Kloster und werd ein Mönch.“ Wie war das so gekommen? Das mag mancherlei Ursachen gehabt haben, die wir nicht so genau wissen. Aber eins wissen wir gewiß: kurz zuvor war er auf der Rückreise von der Heimat von einem furchtbaren Gewitter überfallen worden und der Blitz schlug mit schrecklichem Krachen ganz in seiner Nähe ein. Das war ihm ein rechter Himmelschrecken und ein Anzeichen vom Zorn Gottes; und voll Schrecken rief er aus: „Hilf, liebe St. Anna! Ich will ein Mönch werden!“ Nachher hat ihn wohl dies Versprechen reuen wollen; aber er hatte es einmal gelobt, so wollte er's auch halten. Dem Vater war's nicht recht; aber, so meinte Luther: 's ist Gottes Wille so, da darf ich nach dem Vater nichts mehr fragen. Und am Tag nach dem Abschied von seinen Freunden macht er's wahr. 22 Klöster gab's in Erfurt und es standen nicht alle in gutem Rufe; aber er klopft an am Kloster der Augustiner. Denn in diesem Kloster, das weiß er, da wird gearbeitet, da wird auch studiert. Und Arbeit und Bücher kann Luther nicht lassen. So will er zu den Augustinern, und sie nehmen ihn auf.

Luther im Kloster.

Das Klosterleben hat man damals als ein ganz besonders heiliges Leben, Mönche und Nonnen als besonders heilige Leute angesehen; man glaubte, sie bauen sich durch ihr Klosterleben eine Staffel in den Himmel. Denn im Kloster sind sie weg von der Welt. Die Sorgen der Welt treiben sie nicht um. Sie haben nicht Weib noch Kind, für die sie zu sorgen hätten, und können ihr ganzes Leben in den Dienst Gottes stellen. Sie bringen einen Teil jedes Tages mit frommen Übungen, mit Gottesdienst, mit Gebet, mit Lesen der Heiligen Schrift zu; auch Beichten und Fasten und Selbstpeinigungen sind nicht selten. Was kann's Heiligeres geben? Solchen Leuten muß ja Gott gnädig sein. So glaubte man damals, und so glaubte auch Luther. Aus jenem Gewitter glaubte er zu spüren: Gott zürnt mir; drum geht er ins Kloster, damit aus dem zürnenden Gott für ihn ein gnädiger werde.

Da muß er zuerst ein Probejahr durchmachen, also eine Art Lehrling sein; ein schwer Stück für einen jungen Mann, der schon Magister der Weltweisheit ist. Aber er will seine Sache recht machen; daher nimmt er alle niederen Dienste auf sich, die ihm befohlen werden. Sogar mit dem Bettelsack auf der Schulter muß er in der Stadt und in den umliegenden Dörfern herumlaufen — denn die Augustiner waren Bettelmönche. Was würde heute ein Student sagen, wenn man ihm zumuten wollte mit dem Bettelsack herumzulaufen! Aber Luther denkt: wenn ich nur einen gnädigen Gott bekomme, so will ich alles auf mich nehmen.

Nach einem Jahr hat die Lehrzeit ein Ende. Nun hören diese geringen Dienste auf. Luther wird Mönch und darf studieren, und zwar die Gottesgelehrsamkeit, nach der ihn schon lange verlangt hat; und nach einem Jahr — 1507 — wird er Priester. Als er seine erste Messe las — Primiz nennt man das, auch jetzt noch ein großes Fest —, da erschien auch sein Vater. Er war ja gar nicht einverstanden gewesen mit dem Schritte des Sohnes. Aber ihm deshalb feind bleiben, das brachte er doch nicht übers Herz; denn im Grunde war er doch recht stolz auf seinen hochbegabten Martin. So wollte er auch nicht fehlen am Ehrentage des Sohnes. Mit der ganzen Mansfelder Verwandtschaft kam er mit Ross und Wagen angefahren und schenkte dem Sohn zwanzig Gulden zum Angebinde. Der Feier der Messe folgte ein Schmaus; eine stattliche Gesellschaft, Doktoren und Magister, war beisammen. Der Sohn wollte die Gelegenheit zur vollen Ausöhnung mit dem Vater benützen. „Lieber Vater,“ sagte er, „warum habt Ihr Euch so darüber gesetzt und waret so zornig, daß Ihr mich nicht gerne einen Mönch wolltet werden lassen und es vielleicht auch jetzt nicht allzu gerne sehet? Ist's doch so ein fein, geruhfam, göttlich Leben!“ Da sagte der Vater Hans: „Ihr Gelehrten, habt Ihr nicht gelesen in der Heiligen Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll?“ Da erschrak der Sohn und verstummte; an einen solchen Widerstreit der Pflichten hatte er bisher nicht gedacht. Aber die geistlichen Herren traten für ihn ein; sie wiesen auf den Ruf vom Himmel hin, den er erhalten habe. Da antwortete der Vater: „Wollte nur Gott, daß es kein Teufelsgespensst wäre!“ Das machte dem Sohn einen tiefen Eindruck, und von da an trug er mehr und mehr Zweifel in seiner Seele, ob er auch auf dem rechten Wege sei.

Sein höchster Vorgesetzter war *Johann von Staupitz*, ein gelehrter und frommer Mann, Generalvikar des Augustinerordens. Der erkannte wohl, was in dem jungen Mönche stak; und wie der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, an seiner neugegründeten Hochschule Wittenberg einen Lehrer der Heiligen Schrift brauchte, da empfahl er ihm Luther. So kam er nach Wittenberg und hielt dort Vorlesungen, ward bald auch Doktor der Heiligen Schrift. Darunter hinein ward er von seinem Orden nach Rom geschickt. Da ging eine neue Welt vor seinen Augen auf: er sah viel Schönes im Lande Italien, aber auch viel Hässliches, was ihm nicht gefiel: viel Leichtsinns und Sittenverderbnis bei den Dienern der Kirche und am Hofe des Papstes, und wenig Frömmigkeit. Daran nahm er schweres Argernis; aber alles das hätte ihn doch nicht vermocht mit seiner Kirche zu brechen. Denn des festen Glaubens war er immer noch, daß der Papst der Stellvertreter Christi auf Erden ist und samt seiner Geistlichkeit den Menschen den Weg zu Gott vermittelt.

So kehrt er zurück, ein treuer Sohn seiner Kirche wie zuvor, und setzt seine Tätigkeit in Wittenberg weiter fort.

Aber wie sah es in dieser ganzen Zeit in seinem Innern aus? Er kommt ins Kloster und denkt: „Ich will nur alle mönchischen Werke recht tun, dann kann mir's nicht fehlen. Viel fasten, viel beten, viel wachen, oft zur Beichte gehen, dann muß mir Gott gnädig sein.“ So macht er's; aber er spürt nichts von Gottes Gnade. Denn wem Gott gnädig ist, der muß können getrost und fröhlich sein und Frieden in seiner Seele haben. Aber von dem merkt Luther nichts; es ist ihm, wie wenn Gott ihm immer zuriefe: „Deine Sache ist nichts; du bist ein sündiger Mensch!“ Da tut er immer mehr mit Fasten und Beten und Wachen und Geißeln, viel mehr als die andern; aber je mehr er tut, um so schlimmer wird's. Das macht ihn ganz schwermütig, und er hält sich für den größten Sünder und meint: allen andern ist Gott gnädig; nur mir nicht. Da dürfen wir nicht glauben, Luther hätte besonders schwere Sünden auf dem Gewissen gehabt, die ihm keine Ruhe gelassen hätten. Das war nicht der Fall. Aber er denkt immer an das Wort Jesu: „Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist;“ und wenn er an das denkt, dann muß er sich sagen: „Wie weit bin ich davon entfernt! Gott kann mir nicht gnädig sein.“ Die meisten andern Mönche verstanden nicht, warum er so unglücklich war; sie sagten: „Wenn du gebeichtet hast und der Priester sagt zu dir: ‚Ich sprech dich los von der Sünde,‘ dann ist doch alles im reinen; dann ist doch Gott dir gnädig.“ Aber Luther sagte: „Ob Gott mir gnädig ist oder nicht, das muß ich selber spüren; und wenn ich nichts von der Gnade Gottes spüre, dann kann mir der Priester sagen, was er will; das tröstet mich nicht.“ Und wenn die andern sagten: „Du tust doch viel mehr mönchische Werke als wir alle; und die Kirche lehrt doch, daß die vollkommen sind, die solche Werke tun,“ dann gab Luther zur Antwort: „Alle diese Werke geben mir keinen Frieden ins Herz; und wenn ich vollkommen wäre, dann müßte ich Frieden haben.“

Aber doch waren auch Männer im Kloster, die ihn verstanden. Zu ihnen gehörte vor allem sein höchster Vorgesetzter Staupitz. Und wenn Luther klagte: „O meine Sünde, meine Sünde“ — dann sagte Staupitz: „Du mußt nicht an deine Sünde hinsehen; du mußt an den Heiland hinsehen, der für die Sünder gestorben ist. Hab nur das Zutrauen zu Gott, daß er um Jesu willen dein Vater ist und dich lieb hat!“ Er wies ihn auch hin auf das Wort der Schrift: „Der Gerechte lebt seines Glaubens.“ Solcher Zuspruch tat Luther wohl; und mehr und mehr lernte er das Vertrauen auf seine Werke ablegen und dagegen sein Vertrauen allein auf Gottes Vaterliebe setzen.

Und je ruhiger er wurde, um so besser konnte er auch seinem Amte als Lehrer der Hochschule nachkommen. Er hielt Vorlesungen über Bücher der Heiligen Schrift, am liebsten über die Briefe des Apostels Paulus, die ihm besonders wichtig geworden waren. Seine Rede strömte frei und mächtig daher. Noch sprach er lateinisch, wie es damals auf den Hochschulen Sitte war; aber wenn er in Eifer kam, da sprach er sein geliebtes Deutsch. Eine Menge von Studenten kam um seinetwillen nach Wittenberg und saß zu seinen Füßen. Daneben hatte er ein Predigtamt; und er predigte gewaltig. Dazu wurde er der Vorgesetzte von zehn Augustinerklöstern in Meissen und Thüringen. Da mußte er überall hinreisen und nach dem Rechten sehen. So war er ein vielbeschäftigter Mann und nahm's ernst und streng mit seiner Pflicht. In seinem Glauben und in seiner Arbeit fand er mehr und mehr den Frieden seiner Seele. Und in dieser Zeit wurde ihm vieles unwichtig, was ihm bisher wichtig gewesen war. Was der Papst sagt, was die Kirchenversammlungen sagen, das alles ist ihm unwichtig geworden; aber um so wichtiger ward ihm, was die Bibel sagt. Und das allerwichtigste ward ihm: Wir Menschen müssen selber zu Gott kommen und mit ihm verkehren lernen, wie zwei Menschen miteinander verkehren.

Der Ablasshandel.

Es ward wieder einmal der Ablass gepredigt in deutschen Landen. Denn der Papst brauchte Geld. Leo X. hieß er, ein Mann, der Kunst und große Prachtentfaltung liebte, aber völlig weltlich gesinnt war; die Religion war ihm eine gleichgültige Sache. Damals ließ er die Peterskirche bauen, einen wahren Wunderbau, und sie von den größten Malern und Bildhauern der damaligen Zeit ausschmücken. Dazu brauchte er viel Geld. Und auch in Deutschland war ein Kirchenfürst, der in Geldnöten steckte; das war der Erzbischof Albrecht von Mainz, ein Mann, in seiner Gesinnung ähnlich dem Papste. Er hatte schon bei seiner Ernennung zum Erzbischof dem Papste eine große Geldsumme zahlen müssen. Es waren 20 000 Goldgulden, nach unserem heutigen Geldwert mindestens zwei bis drei Millionen Goldmark. Nun wurde er aber dazu noch Erzbischof von Magdeburg und Bistumsverweser von Halberstadt. Es war eigentlich verboten, daß ein Mann mehrere Kirchenämter hatte; allein ums Geld konnte man damals in Rom alles machen. So hat ihm der Papst diese weiteren Bistümer gegeben gegen eine große Geldsumme. Und um diese Summen zu bezahlen, hatte Albrecht Schulden machen müssen. Und jetzt stak er und wäre die Schulden gerne los gewesen. Da haben Papst und Erzbischof miteinander ein Geschäft gemacht: wir lassen den

Ablafß predigen in Deutschland. Das trägt viel Geld ein. Jeder bekommt die Hälfte: der Papst baut weiter, und Albrecht zahlt seine Schulden. Er hatte sie bei Fugger in Augsburg gemacht; das war der große Geldmann der damaligen Zeit. Ein Beamter Fuggers reiste mit dem Ablafßprediger herum und strich gleich seinen Teil, Kapital und Zinsen ein.

Der Ablafßprediger war Johann Tezel, ein Dominikanermönch. Der verstand das Geschäft. Er wies hauptsächlich darauf hin, daß der Ablafß vom Fegfeuer befreie. „Nicht bloß dich selbst kannst du vom Fegfeuer befreien, wenn du einen Ablafßzettel kaufst; auch deinen verstorbenen Angehörigen, deinem Vater, deiner Mutter kannst du zu Hilfe kommen. Siehe deine Mutter an, wie sie von den Flammen des Fegfeuers gequält wird. Das leidet sie von deinetwegen, der du mit einem Groschen ihr zu Hilfe kommen kannst.“ Da mag wohl auch Tezel gelegentlich darauf hingewiesen haben, daß die Reue über die Sünden notwendig sei; aber die Hauptsache war doch immer: das Geld. Nur Geld her, dann kommt die Seele aus dem Fegfeuer! So verstand es auch das Volk.

In Wittenberg selbst ward kein Ablafß gepredigt; der Kurfürst hatte ihn nicht zugelassen. Wohl aber in nächster Nähe im Gebiet des Erzbistums Magdeburg. Da kamen die Leute zu Luther in den Beichtstuhl gelaufen, und wenn Luther sie auf die Notwendigkeit der Reue und Buße hinwies und ihnen die Losprechung verweigern wollte, dann pochten sie auf ihre Ablafßzettel. Luther war aufs tiefste empört. Er kannte nichts Heiligeres als das Verhältnis der Menschenseele zu ihrem Gott, als die Fragen von Sünde und Gnade, vom Tod und dem was nachher kommt. Und nun sah er dieses Heiligste entwürdigt zu einem nackten Geldgeschäft zwischen Papst und Erzbischof und dem Geldmann Fugger! Und mit ihm waren viele ernste Christen empört über diese neue schamlose Geldmacherei und diesen Betrug des armen Volkes. Aber wer traut sich was zu sagen gegen den allmächtigen Papst und Erzbischof? Luther tut's; er „hängt der Kage die Schelle an“. Am 31. Oktober 1517 schlägt er an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze wider den Ablafß an. Nicht Buße im Sinne von Geldzahlung, sondern Buße als Sinnesänderung — so will's Johannes der Täufer, so will's Jesus, wenn wir ins Himmelreich kommen sollen. Nicht eine äußere Leistung, sondern eine Änderung des inneren Menschen — das ist das Eine, was not tut! Der Tag war gut gewählt. Am 1. November war das Fest Allerheiligen; da kamen immer viel Fremde nach Wittenberg. Sie lasen die Sätze; diese gingen von Haus zu Haus, von Mund zu Mund; sie gingen hinaus ins Land und ins Reich. In vierzehn Tagen waren sie in ganz Deutschland verbreitet. „Es war, als wären die Engel Botenläufer

gewesen.“ Es ging wie eine Erlösung durch das Volk. „Endlich einmal einer, der den Mut zur Wahrheit hat!“ Ganz Deutschland jubelte ihm zu.

Das war der erste Schritt zum Kommen eines Neuen. Darum feiern wir mit Fug und Recht den 31. Oktober als den Gedächtnistag der Reformation.

Augsburg. Leipzig. Worms.

Luther war als Mönch zur Ehrfurcht vor den Oberen, vor allem vor dem Papsttum, erzogen worden. So meinte er auch jetzt noch, die Ablass-



Ablasshandel.

mißbräuche seien nur durch die Ablassprediger verschuldet; und wenn der Papst es nur wüßte, so würde er sofort Abhilfe schaffen. Aber da täuschte er sich. Zwar hätte der Papst gern die ganze Sache totgeschwiegen. Aber das ging nicht; der Lärm war zu groß geworden. So verlangte er, Luther sollte nach Rom kommen und sich verantworten. Luther hätte sich nicht besonnen; denn er war des Glaubens: wenn seine Sache aus Gott sei, so werde Gott ihn auch schützen; wenn sie aber aus Menschen sei, so sei an seiner Person nicht viel gelegen. Aber der Kurfürst von Sachsen litt's nicht, daß Luther hinging; denn er wußte: schon mancher ist nach Rom gerufen worden und nicht wieder gekommen. So entschloß sich der Papst einen Sendboten, den Kardinal Cajetan, nach Augsburg zu schicken, wo gerade Reichstag war; vor dem sollte Luther erscheinen.

Luther geht nach Augsburg, und Cajetan denkt: den werd ich leicht herumkriegen. Daher redet er freundlich mit ihm und sagt: „Es soll dir gar nichts geschehen. Du darfst auch für dich glauben, was du willst. Aber in der Öffentlichkeit mußt du sagen: ich widerrufe.“ Das kann Luther nicht. Das versteht Cajetan nicht; was ist denn Großes dabei, dies Wörtlein „Ich widerrufe“ auszusprechen? Aber Luther kann's nicht. Was er geredet und geschrieben hat, das hat er doch alles selbst erlebt; wie kann er das widerrufen, was er erlebt hat? Das verbietet ihm sein Gewissen. Aber Cajetan bleibt drauß, wird zornig und droht, und so gehen sie zuletzt auseinander unverrichteter Dinge. Cajetan sagte nachher: „Das ist einmal eine deutsche Bestie; die hat tiefe Augen und wunderliche Gedanken im Kopf.“ Der Welsche und der Deutsche standen sich da gegenüber: der Welsche ohne Gewissen, ohne Wahrheitsinn, nur bedacht auf das Äußere; der Deutsche, ganz aufs Innere gerichtet, voll von Gottesfurcht und Wahrhaftigkeit. — Schnell und in aller Stille reiste Luther von Augsburg wieder ab und kehrte nach Wittenberg zurück. Er war um eine Erfahrung reicher geworden: in Rom wollte man keine Abstellung der Mißbräuche, sondern nur Unterwerfung. Das trieb ihn weiter vom Papste weg.

In Wittenberg war indessen ein neuer Lehrer an der Hochschule angekommen: P h i l i p p M e l a n c t h o n. Er war noch ein ganz junger Mann, erst 21 Jahre alt, gebürtig aus Bretten. Er hatte als Schüler so rasche und glänzende Fortschritte gemacht, daß er schon im dreizehnten Lebensjahr die Hochschule Heidelberg beziehen konnte. Und wie er 17 Jahre alt war, ward er schon Lehrer an der Tübinger Hochschule, und nach vier Jahren kam er von dort nach Wittenberg. Er war ein sehr feiner und gelehrter Mann; die griechische Sprache vor allem, in der das Neue Testament geschrieben ist, kannte niemand so gut als er, und in der Bibel war er gründlich bewandert. Mit Luther hat er schnell enge Freundschaft geschlossen. Zwar waren die beiden ganz verschiedene Leute: Luther ein Kämpfer, Melanchthon ein Mann des Friedens; Luther furchtlos, manchmal heftig und verb; Melanchthon ängstlich, schüchtern und bescheiden. Aber jeder hat an dem andern die Gaben geschätzt, die er selbst nicht hatte. Luther hat sich selbst „den groben Waldrechter“ genannt, der die Klöße und Stämme ausreutet. „Aber Magister Philippus fährt säuberlich und stille daher, säet und begießt mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben seine Gaben reichlich.“ Die beiden sind bis ans Ende eng verbunden geblieben.

Aber in der Sache des A b l a ß h a n d e l s ging der Streit weiter. Die Gelehrten schrieben Schriften für und gegen Luther, und überall,

bis herunter zum niedrigen Volk, war die Luthersche Sache das Tagesgespräch. Vor allem tat sich als Gegner Luthers Dr. Johann Eck in Ingolstadt hervor; dagegen stand auf Luthers Seite Dr. Andreas Karlstadt in Wittenberg. Da gedachte der Herzog Georg von Sachsen, ein Vetter des Kurfürsten und Herr im früheren Königreich Sachsen, aber ein entschiedener Gegner aller Neuerungen in der Religion, zum Frieden zu helfen, indem er die streitenden Gegner zu einer gelehrten Unterredung nach Leipzig einlud. Diese fand statt im Juli 1519. Das war eine denkwürdige Unterredung: auf der einen Seite der Dr. Eck, ein großer, starker Mann mit gewaltiger Stimme, gelehrt und streitlustig; auf der andern Seite der junge Augustinermönch, „von mittlerer Größe, schwächtigen Leibes, abgemagert durch Sorgen und Studien, so daß man fast alle Knochen an ihm zählen konnte, noch in frischem Mannesalter, die Stimme hell und scharf, immer heiter, frisch und getrost“. Auf den Katheder nimmt er einen Blumenstrauß mit, schaut ihn an und riecht daran. So unterredeten sie sich vor einer großen Zuhörerschaft, darunter Herzog Georg, drei Tage lang. Dabei sagte Eck: was Luther behauptete, das sei ja schon von der Konstanzer Kirchenversammlung als Irrtum von Hus verdammt worden. Darauf sagte Luther: unter den Sätzen des Hus sind etliche sehr christlich und evangelisch. Und Eck: Aber sie sind doch von der Konstanzer Versammlung verdammt worden! Drauf Luther: unfehlbar ist außer dem Worte Gottes nichts, nicht einmal eine Kirchenversammlung. Das war der Schluß, und damit war der große Unterschied zwischen Luther und der damaligen Kirche klar ausgesprochen. Diese sagt: „Wahr ist, was der Papst und die Kirchenversammlungen sagen.“ Luther sagt: „Wahr ist nur, was Gottes Wort sagt, wie es in der Bibel steht und wie wir's erleben in unserem Innern.“

Da jubelte man in Deutschland über den Stoß, den der Mönch dem Papsttum versetzt hatte; in allen Ständen, bei Gelehrten und Ungelehrten, den Fürsten und Adeligen, den Bürgern und Bauern hat man den Luther hoch gepriesen. Er aber wirkte weiter in Schrift und Rede. Eine hochwichtige Schrift hat er im Jahr 1520 erscheinen lassen: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung.“ Alle die Beschwerden, die die deutsche Nation seit Jahrhunderten gegen das Papsttum erhoben, hat er hier von neuem zusammengefaßt. Eine deutsche Kirche soll sein, losgetrennt vom Papste; alle Leute sollen die Heilige Schrift lesen dürfen und selbst den Weg zu Gott suchen. Daher sollen auch alle lesen lernen; überall soll man Schulen errichten, auch auf dem Lande und für die Mädchen. Kaum eine andere Schrift hat

solchen Beifall gefunden wie diese; in ein paar Wochen waren 4000 Stück verkauft. Und noch eine andere Schrift: „Von der babylonischen Gefangenschaft der christlichen Kirche.“ Da scheidet er sich völlig vom Papst und verwirft in der Lehre der Kirche alles, was wider die Schrift ist. Und endlich ein gar feines, tiefsinniges Büchlein: „Von der Freiheit eines Christenmenschen.“ In diesem Buch ist kein Kampf und Streit; aus ihm spricht die Ruhe und der Frieden eines Menschen, der Gott gefunden hat.

Aber in Rom machte man nun Ernst wider den aufrührerischen Mönch. Der Papst erließ eine Bulle — eine Verordnung —, in der er den Bann über Luther aussprach. Mit der Zeit hat des Papstes Bann, der früher Kaisern und Königen so viel zu schaffen machte, an Kraft verloren. So war's damals. Die Bulle forderte alle geistlichen und weltlichen Obrigkeiten auf, den Keger zu ergreifen und dem Papste auszuliefern. Aber niemand rührte sich. So konnte Luther es wagen, die päpstliche Bulle vor dem Elstertor in Wittenberg vor einem großen Haufen Volks ins Feuer zu werfen.

Aber nun nahm sich der Kaiser der Sache an. Heute darf in Glaubenssachen jedermann glauben, reden, schreiben, was er will; kein Kaiser und keine Obrigkeit wehrt es ihm. Damals war's anders. Der Papst hat immer verlangt: „Wenn ich einen Keger verurteile, so muß mir der Kaiser den weltlichen Arm leihen und an ihm das Todesurteil vollziehen lassen.“ Das verlangte er auch damals.

Als Luther austrat, war *M a x i m i l i a n I.* Kaiser gewesen. Er war ein Habsburger: ritterlich, tapfer, klug, volkstümlisch. Ihm gefiel es auch nicht übel, daß Luther die Mißbräuche des Papsttums bekämpfte; denn er selbst hatte keinen Gefallen daran.

Aber Maximilian starb 1519. Er war mit Maria von Burgund verheiratet gewesen und hatte dadurch das schöne Land Burgund an sein Haus gebracht. Dazu gehörte Belgien und Holland, ein großer Teil von Nordfrankreich, dann ein breiter Streifen Landes an der westlichen Grenze Deutschlands bis hinunter zum Mittelländischen Meer. Nach dem frühen Tod der Maria erbte Maximilians Sohn *Philipp* dies Burgund; und da er mit einer spanischen Prinzessin verheiratet war, auch Spanien. Aber auch Philipp starb früh; und nun ward sein sechzehnjähriger Sohn *Karl* der Erbe von Spanien und Burgund und, nachdem der Großvater Maximilian gestorben war, auch von Osterreich. Und dazu gehörten ihm große Gebiete in Nord- und Südamerika, die die Spanier erobert hatten. So war er der mächtigste Herr der Welt, der Herr, „in dessen Reich die Sonne nicht unterging“. Und wie nun das Kaisertum erledigt war, da wurde er auch zum deutschen Kaiser gewählt.

Er war in Gent geboren; seine Muttersprache war das Französische; auch Blämisch hat er später gelernt, auch Spanisch; das Deutsche aber sprach er kaum. Das war Karl V., römischer Kaiser deutscher Nation — ein Mann, der kaum deutsch konnte! Er war ein sehr kluger Staatsmann. Er war fromm nach der Weise der Spanier: er nahm gläubig an, was die Kirche lehrte, betete, fastete, ging fleißig in die Kirche; aber das war auch alles. Persönlich hat er Gott nicht gesucht. So verstand er auch nicht, was Luther wollte. Er dachte: „Was will denn der Mann? Er soll doch einfach tun, was die Kirche will — dann ist ja alles im reinen.“ Dazu schien ihm die Lutherische Kezerei fürs Reich gefährlich; denn wenn's eine Glaubensspaltung gab, konnte es dann nicht am Ende auch eine Spaltung im Reich geben und das ganze Reich auseinanderfallen? So war er ganz dafür, daß man die Luthersche Bewegung unterdrücke.

Mittlerweile setzte Luther, der von allen Menschen zuerst das Beste dachte, seine Hoffnung auf ihn, auf „das edle, junge Blut“. Aber seine Hoffnungen wurden nicht erfüllt. Im Jahr 1521 kam der junge Kaiser zum erstenmal nach Deutschland; er wollte in Worms einen Reichstag halten. Da sollten alle Fürsten, Bischöfe und Erzbischöfe, auch die Bürgermeister der Reichsstädte zusammenkommen; und dort sollte auch über Luthers Sache beraten werden. Der Papst hatte seinen Gesandten Alexander zum Kaiser geschickt. Er sollte den Kaiser dazu bringen, daß er dem Banne des Papstes auch die Acht des Reiches folgen lasse. Wie wunderte sich Alexander in Worms über die Zustände in Deutschland! Er hatte geglaubt, Luthers Sache sei bloß ein Mönchsgezänk. Aber was muß er nun sehen und hören! Überall werden Luthers Schriften verkauft und gekauft; er schreibt selbst: „Ganz Deutschland ist in hellem Aufruhr. Neun Zehnteile erheben das Feldgeschrei: ‚Luther!‘ Und für das übrige Zehnteil lautet die Losung wenigstens: ‚Tod dem römischen Hofe!‘“ Luther wird nach Worms vorgeladen und soll sich vor dem Kaiser verantworten. Man will ihn also doch nicht ungehört verdammen, wie der Papst gewollt hatte. Es wird ihm freies Geleite zugesichert, und er reist ohne Furcht im Vertrauen auf Gott. Alles will unterwegs den berühmten Mönch sehen; in Worms kann er kaum durchkommen vor der Menschenmenge. Wie er aber vor der glänzenden Reichsversammlung steht, da wird's ihm zuerst etwas bang zumute. Aber sein Gottvertrauen gibt ihm Kraft. Man legt ihm alle seine Schriften vor und fragt ihn, ob er sie widerrufen wolle. Er erbittet sich einen Tag Bedenkzeit. Am andern Tag spricht er mutig und kraftvoll und erklärt zuletzt: „Ich kann und will nichts widerrufen, wenn ich nicht durch die Heilige Schrift oder durch klare, helle Gründe überwunden werde.“ Er soll geschlossen

haben mit den Worten: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen.“ Ob seine Worte genau so gelautet haben, weiß man nicht. Aber seine Meinung war's. Er konnte nicht anders. Er kann nicht leugnen, was er selbst erlebt hat; das wäre gerade wie wenn er leugnen wollte, daß er lebte. Einen großen Eindruck machte sein Auftreten im Reichstag. Ihm selbst fällt ein Stein vom Herzen. Meander erzählt: „Als Martin den Saal verlassen hatte, reckte er die Hand in die Höhe, wie die deutschen Landsknechte pflegen, wenn sie im Kampfspele über einen wohlgelungenen Hieb frohlocken.“ Und wie er in seine Herberge kommt, da ruft er voller Freude: „Ich bin hindurch! Ich bin hindurch!“

Der Kaiser hatte wohl gemerkt, daß von den anwesenden Fürsten und Herren viele auf Luthers Seite standen. Deshalb wartete er, bis der größere Teil seiner Anhänger abgereist war; dann setzte er bei den übrigen einen Beschluß durch, der die Acht über Luther aussprach. Seine Schriften sollten verbrannt werden; ihn selber sollte jedermann ungestraft töten dürfen. Jetzt war's ein Glück, daß der Kaiser wenig und die Landesherren viel Macht hatten. Hätte der Kaiser noch Macht gehabt, Luther wäre verloren gewesen. So aber ward er gerettet.

Wartburg, Wittenberg, neue Einrichtungen.

Auf der Heimreise nach Wittenberg ward Luther von etlichen Bewaffneten überfallen und auf die Wartburg gebracht. Es war kein feindlicher Überfall. Kurfürst Friedrich wollte ihn auf einige Zeit verschwinden lassen, um ihn zu retten.

Da hub eine Zeit stiller Zurückgezogenheit an. Manchmal kam ihm der Gedanke: „Solltest du allein Recht haben und alle Verteidiger des Papsttums Unrecht?“ Solche Zweifelsgedanken machten ihm zeitweise viel zu schaffen, dazu alle die feindlichen Mächte, die gegen ihn standen. Alle diese feindlichen Mächte, die von innen und außen gegen ihn anstürmten, hat er als teuflische Mächte angesehen und oftmals davon geredet, wie er auf der Wartburg mit dem Teufel habe kämpfen müssen.

„Sein Geist war zweier Welten Schlachtgebiet;

Mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht.“ (E. F. Meyer.)

Und nun begann er ein wichtiges Werk. Er hatte schon früher geschrieben, jeder Christ müsse selbst in der Bibel lesen können. Dazu muß man sie in der Muttersprache haben. So beginnt er die Bibel zu übersetzen. Auf der Wartburg wird er mit dem Neuen Testamente fertig, und im Jahr 1522 kann es erscheinen und findet reißenden Absatz.

Draußen glaubten viele, Luther sei tot. Schon hörte man Wehklagen über den Tod des Gottesmannes. Aber bald kamen wieder Lebenszeichen

in Gestalt von Schriften in die Welt, aus denen zu ersehen war: er lebt. Auch einer seiner Hauptgegner, der Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg, sollte es erfahren. Er hatte im Vertrauen darauf, daß Luther tot sei, einen neuen großen Ablaßmarkt zu Halle, verbunden mit einer großen Reliquienausstellung, veranstaltet. Da erreichte ihn ein Brief Luthers mit der Aufforderung, sofort diese Volksbetrügerei einzustellen. Wenn das nicht innerhalb vierzehn Tagen geschehe, so werde er ein Büchlein „wider den Ablaß zu Halle“ ausgehen lassen und aller Welt anzeigen „den Unterschied zwischen einem Bischof und einem Wolf“. Und der Erzbischof? Er schreibt umgehend einen überaus demütigen Brief an „den lieben Herrn Doktor“. Die Ursach sei längst abgestellt, „so Euch zu solchen Schreiben bewegt hat“. Er verspricht auch, „er wolle sich in Zukunft so halten und erzeigen, als einem frommen geistlichen und christlichen Fürsten zusteht“. Und doch war der Erzbischof der erste Fürst des Deutschen Reiches, und Luther nur ein einfacher Mönch. Was für eine Macht ist der Mönch geworden!

Wie geht's aber in Wittenberg weiter? Da tritt Karlstadt an Stelle Luthers. Das war ein anderer Geist als Luther: unbesonnen und stürmisch. Er führt Priesterehe und den Kelch im Abendmahl als Gebot ein. Noch stürmischere Geister folgen ihm: sie werfen die Bilder aus den Kirchen hinaus und zerstören vieles; sie berufen sich auf göttliche Eingebung und sagen: der Heilige Geist muß alles machen, nicht die Heilige Schrift. Melanchthon, der ängstliche Mann, kann den Stürmern nicht wehren. Luther hört auf der Wartburg von dem Tumult. Manches, was die Eiferer verlangen: so Priesterehe und Abendmahlkelch, ist ganz nach seinem Sinn. Aber er will's freiwillig haben, und sie wollen's gebieten. Und daß Gott durch den Heiligen Geist zu den Seelen reden kann, das hat er selbst erfahren. Aber das wird die Ausnahme sein; in der Regel redet Gott durch die Heilige Schrift. Wenn der Geist allein gelten soll und nicht die Schrift, könnte da nicht jeder Mensch mit seinen Einfällen kommen und sagen: das hat mir der Heilige Geist gesagt? Müßte da nicht jede Ordnung aufhören? Nein, er bleibt dabei: die Heilige Schrift muß die Regel und Richtschnur sein.

„Er fühlt der Zeiten ungeheuren Bruch
und fest umklammert er sein Bibelbuch.“ (E. F. Meyer.)

Es leidet ihn nicht länger auf der Wartburg. Obgleich er in des Reiches Acht steht, obgleich's der Kurfürst nicht haben will, so reitet er dennoch weg von der Wartburg, kommt nach Wittenberg und predigt acht Tage lang Tag um Tag gegen die Schwärmer. Man muß keine Neuerungen erzwingen wollen durch Gesetz; man muß alles der stillen Wirkung des

Wortes überlassen, dann wird die neue Frucht von selbst heranwachsen. Das ist sein Grundgedanke. Und die Schwärmer fühlen den überlegenen Geist, und die Ordnung kehrt wieder. Nicht gewaltsam will Luther das Alte abschaffen. Er will lassen, was gut ist; im übrigen aber muß sich die Wahrheit von selbst Bahn brechen.

Und von selbst wuchs nun viel Neues heran. Viele Klöster lösten sich auf. Die Mönche und Nonnen traten zurück ins Leben und ergriffen irgend einen bürgerlichen Beruf; und viele Mönche ergriffen den Beruf, auf den sie schon ihr bisheriger Stand hingewiesen hatte, und wurden Prediger des Evangeliums. Und weil sie erkannten, daß der Ehestand nicht ein unheiliger, sondern ein heiliger, gottgewollter Stand ist, so traten viele von ihnen in die Ehe. Auch Luther selbst legte die Kutte, das Mönchsgewand, ab; und nachdem schon viele seiner Standesgenossen in die Ehe getreten waren, tat er's auch und heiratete im Jahr 1525 die ehemalige Nonne Katharina von Bora. Sein Haus ist ein Musterbild eines christlichen Familienlebens geworden. Daß die Ehe wieder als ein heiliger, Gott wohlgefälliger Stand geachtet wurde, das ist eine Frucht der Reformation gewesen. — Die heiligen, Gott wohlgefälligen Werke, so meinte man bisher, sind die mönchischen Werke. Alles aber, was draußen geschieht an weltlicher Arbeit, das ist unheilig. Drum war auch der Mönch der Heilige; aber der, der draußen in der Welt seine Arbeit tut, der Unheilige. Jetzt lernte man's anders. Jede Arbeit, und sei sie die geringste, ist etwas Heiliges, wenn sie in rechter Treue und in wahrer Gottesfurcht geschieht. Was die Mutter tut an ihren Kindern, was die Magd tut in der Küche, was der Bauer tut auf dem Acker, das alles ist ein Gottesdienst, wenn's recht geschieht. Daß man die Arbeit im Berufe wieder als etwas Heiliges, Gott Wohlgefälliges angesehen hat, auch das war eine Frucht der Reformation. — In der Kirche hatte bisher die lateinische Sprache in Gebet und Messe eine große Rolle gespielt; die Predigt trat zurück. Jetzt aber ward die Predigt der Mittelpunkt des ganzen Gottesdienstes: Deutsches Gotteswort, deutsches Gebet, deutsche Predigt, so wurde es jetzt. — Wie Gesang und Musik tief einwirken können auf das Menschenherz, das hat Luther wohl gewußt; ist er doch seiner Lebtag der edlen Musika hold gewesen. Die hat schon bisher nicht gefehlt in der Kirche. Aber er hat das deutsche Kirchenlied geschaffen, das die ganze Gemeinde singt. Teils hat er lateinische Gesänge ins Deutsche übersetzt, teils selbständig neue Lieder, zu manchen auch die Weise erfunden. Diese Lieder haben damals der Sache der Reformation

eine Menge von Anhängern geworben; man denke nur an sein schönstes und kraftvollstes: „Ein' feste Burg ist unser Gott“.

Das Werk der Bibelübersetzung setzte er weiter fort. Auch vor ihm gab's schon deutsche Übersetzungen; aber sie waren aus der lateinischen Bibel übertragen und recht fehlerhaft und unverständlich. Luther aber ging auf den griechischen und hebräischen Grundtext zurück. Da waren ihm manche seiner Mitarbeiter, vor allem Melanchthon, überlegen. Aber in einem Stück war Luther ihnen allen über: keiner konnte so gut deutsch reden und schreiben wie er. Und weil er aus dem Bauernstande stammte, so wußte er auch, wie man mit dem gemeinen Mann reden muß. Darum ist auch die Bibel ein Volksbuch geworden. Manche Fehler sind drin, die später, als man die alten Sprachen besser kennen lernte, erkannt und verbessert worden sind; aber an Volkstümlichkeit kommt ihr keine andere Übersetzung gleich.

Sein Wunsch war, daß alles Volk sollte die Bibel lesen können. Darum soll man Schulen einrichten, so verlangte er von den Bürgermeistern und Ratsherren. Wohl waren die Schulen, die damals eingerichtet wurden, noch meist Lateinschulen in den Städten. Aber mehr und mehr drang die Bildung auch aufs Land hinaus, und die Mesner begannen die Kinder im Lesen und Schreiben zu unterrichten. So ist die Volksschule nach und nach aus der Reformation herausgewachsen.

Zunächst sah es aber noch b e t r ü b t aus. Luther wurde von seinem Landesherrn beauftragt, eine Kirchenvisitation vorzunehmen: da fand er, daß der gemeine Mann recht unwissend sei in christlicher Lehre, und daß sogar viele Geistliche nicht tüchtig waren zu predigen und zu lehren. Da jammerte ihn des Volks, und er gedachte zu helfen. Er schrieb ein P r e d i g t b u c h, aus dem sollten die Pfarrer, die zu eigenen Predigten nicht geschickt waren, vorlesen. Dazu schuf er den K a t e c h i s m u s: den kleinen zum Auswendiglernen fürs Volk, den großen zum Auslegen für die Hand der Pfarrer.

Ausbreitung und Hindernisse.

Wie kam's aber, daß Luther so ungestört an dem Neuaufbau der Kirche weiterarbeiten konnte? Er war doch seit dem Wormser Reichstag in Acht und Bann. — Das machte: Kaiser Karl V. war nicht mehr in Deutschland; sein großes Weltreich hat ihn jahrelang in Spanien und Italien festgehalten. Das Reich aber ward regiert von dem R e i c h s r e g i m e n t, einer Anzahl von Fürsten, die meist der neuen Sache günstig gesinnt waren. Sie hätten am liebsten durch eine deutsche Kirchensammlung die Erneuerung der Kirche fertig gebracht. So kam's, daß unter dem Schutze dieses Reichsregiments die neue Lehre überall in Deutschland Boden gewann.

Eine lange Reihe deutscher Länder sind in diesen Jahren zur Reformation übergetreten. Nicht von Fürsten allein ist das gemacht worden; sondern weil die Fürsten überall sahen, daß das Volk der neuen Lehre anhing, deshalb haben sie's gemacht. Da war zuerst das Kurfürstentum Sachsen. Schon Friedrich der Weise war Luther recht geneigt gewesen, wiewohl er keinen Umgang mit ihm pflegte; aber noch mehr war es nach seinem Tod sein Bruder Johann der Beständige und dann dessen Sohn Johann Friedrich der Großmütige. Weiter Hessen: Landgraf Philipp, ein junger, feuriger, aber auch leidenschaftlicher Mann, ist durch den Wormser Reichstag ein Bewunderer Luthers geworden. Er hat nicht gezögert, die Kirche seines Landes vom Papsttum zu lösen. Ebenso ging es in Lüneburg, in Schleswig-Holstein, in Brandenburg-Ansbach. Im äußersten Osten, im heutigen Ost- und Westpreußen, war das Deutschordensgebiet. Damals war Hochmeister des Ordens ein Hohenzoller, Albrecht von Brandenburg. Er verwandelte im Jahre 1525 das Ordensland in ein weltliches Herzogtum und ward sein erster Herzog. Die meisten Ordensglieder schlossen sich ihm an; diejenigen, die noch der alten Kirche anhängen, siedelten nach Mergentheim über. Das war von da an der Sitz des Deutschordens. Und dazu trat eine lange Reihe von Reichsstädten zur neuen Lehre über. In manchen Reichsstädten waren die Herren vom Rat dagegen und haben es verhindert; so geschah es z. B. in Schwäbisch Gmünd. In anderen waren die Herren vom Rat geteilt: die einen Anhänger Luthers, die andern Anhänger der alten Kirche. Da sammelte jeder von beiden Teilen eine Anhängerschaft um sich, und so blieb auch die Bevölkerung geteilt. So ist es z. B. in Völsberg und Leutkirch gegangen. Aber weitaus die Mehrzahl, vor allem die bedeutendsten Städte haben die Reformation angenommen, so Augsburg, Nürnberg, Straßburg, Ulm, Heilbronn, Reutlingen u. a.

In Brandenburg war der Kurfürst Joachim I. ein entschiedener Gegner der Reformation gewesen. Aber nach seinem Tode hat sein Sohn Joachim II. die neue Lehre eingeführt. Und ähnlich ging's im Herzogtum Sachsen. Als Herzog Georg, einer der schärfsten Gegner Luthers, gestorben war, hat sein Bruder Heinrich der Fromme der Reformation, die trotz dem Verbot Herzog Georgs längst im Lande Fuß gefaßt hatte, freien Lauf gelassen. Auch die pomerschen und mecklenburgischen Herzoge sind der Reformation beigetreten. So waren's in Nord- und Mitteldeutschland nur noch ganz wenige Gebiete, hauptsächlich die geistlichen Fürstentümer, die an der alten Kirche festhielten.

Merkwürdig waren die Dinge in Württemberg gegangen. Dort hatte der junge Herzog Ulrich durch sein gewalttätiges und leidenschaftliches Wesen — er hatte z. B. seinen Stallmeister Hans von Hutten ermordet — sich eine Menge von Feinden zugezogen: die bayrischen Fürsten, die Ritter, die Reichsstädte. So hat ihm der Schwäbische Bund den Krieg erklärt. Ulrich unterlag und mußte das Land räumen und vierzehn Jahre in der Verbannung leben. Sein Land nahm Kaiser Karl V. und übergab es zur Verwaltung seinem Bruder Ferdinand.

Die Reformation konnte, obgleich das Volk ihr ebenso zugetan war wie in anderen Ländern, unter dem harten Gewissensdruck der österreichischen Regierung nicht aufkommen. Erst als Ulrich mit Hilfe des Landgrafen Philipp von Hessen durch den Sieg bei Lauffen a. N. 1534 sein Land wieder gewann, war die Bahn frei für die religiöse Reform. Ulrich hat mit Hilfe der beiden Theologen Schneppf und Blarer die württembergische Kirche reformiert. Allein da er sich auch am Schmalkaldischen Bunde beteiligte, so mußte er später das Unglück seiner Glaubensgenossen mittragen und das Interim annehmen, unter dessen Druck das württembergische Volk schwer litt. Erst als nach Ulrichs Tode sein Sohn Christoph, der beste Herrscher, den Württemberg je gehabt hat, den Thron bestieg, wurden die Dinge besser. Er hat nach dem Augsburger Religionsfrieden durch den Stuttgarter Stiftspropst Johannes Brenz die Kirche neu geordnet, ihr eine neue Verfassung gegeben und durch Umwandlung von Klöstern in Erziehungs- und Unterrichtsanstalten für einen tüchtigen Nachwuchs an Geistlichen gesorgt. — Nicht weniger besorgt war er für das Schulwesen. Er ist als erster in Deutschland, ja in der ganzen Welt, an die allgemeine Einführung der Volksschule gegangen. Die Mesner, die daneben noch ein Handwerk trieben, mußten die Lehrer sein. Natürlich war's noch ein mangelhafter Unterricht; aber es war doch ein Anfang.

Leider starb Christoph schon im dreiundfünfzigsten Lebensjahr nach achtzehnjähriger Regierung. Nachdem Württemberg zur Reformation übergetreten war, waren im deutschen Süden nur noch Bayern und Österreich der alten Kirche treu; und auch hier waren es hauptsächlich die Fürstenhäuser, die dem alten Glauben anhängen, während die Masse der Bevölkerung evangelisch gesinnt war. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind mindestens neun Zehntel des ganzen deutschen Volkes evangelisch gewesen.

Hindernisse.

Verhängnisvoll für die Sache der Reformation war der Bauernkrieg. Schon im 15. Jahrhundert und am Anfang des 16. Jahrhun-



Martin Luther
Nach einem Gemälde von Lukas Cranach d. J.



Die Wartburg

Merkwürdig waren die Dinge in Württemberg gegangen. Dort hatte der junge Herzog Ulrich durch sein gewalttätiges und leidenschaftliches Wesen — er hatte z. B. seinen Stallmeister Hans von Hutten ermordet — sich eine Menge von Feinden zugezogen: die bayrischen Fürsten, die Ritter, die Reichsstädte. So hat ihm der Schwäbische Bund den Krieg erklärt. Ulrich unterlag und mußte das Land räumen und vierzehn Jahre in der Verbannung leben. Sein Land nahm Kaiser Karl V. und übergab es zur Verwaltung seinem Bruder Ferdinand.

Die Reformation konnte, obgleich das Volk ihr ebenso zugetan war wie in anderen Ländern, unter dem harten Gewissensdruck der österreichischen Regierung nicht aufkommen. Erst als Ulrich mit Hilfe des Landgrafen Philipp von Hessen durch den Sieg bei Lauffen a. N. 1534 sein Land wieder gewann, war die Bahn frei für die religiöse Reform. Ulrich hat mit Hilfe der beiden Theologen Schneppf und Blarer die württembergische Kirche reformiert. Allein da er sich auch am Schmalkaldischen Bunde beteiligte, so mußte er später das Unglück seiner Glaubensgenossen mittragen und das Interim annehmen, unter dessen Druck das württembergische Volk schwer litt. Erst als nach Ulrichs Tode sein Sohn Christoph, der beste Herrscher, den Württemberg je gehabt hat, den Thron bestieg, wurden die Dinge besser. Er hat nach dem Augsburger Religionsfrieden durch den Stuttgarter Stiftspropst Johannes Brenz die Kirche neu geordnet, ihr eine neue Verfassung gegeben und durch Umwandlung von Klöstern in Erziehungs- und Unterrichtsanstalten für einen tüchtigen Nachwuchs an Geistlichen gesorgt. — Nicht weniger besorgt war er für das Schulwesen. Er ist als erster in Deutschland, ja in der ganzen Welt, an die allgemeine Einführung der Volksschule gegangen. Die Mesner, die daneben noch ein Handwerk trieben, mußten die Lehrer sein. Natürlich war's noch ein mangelhafter Unterricht; aber es war doch ein Anfang.

Leider starb Christoph schon im dreiundfünfzigsten Lebensjahr nach achtzehnjähriger Regierung. Nachdem Württemberg zur Reformation übergetreten war, waren im deutschen Süden nur noch Bayern und Österreich der alten Kirche treu; und auch hier waren es hauptsächlich die Fürstenhäuser, die dem alten Glauben anhängen, während die Masse der Bevölkerung evangelisch gesinnt war. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind mindestens neun Zehntel des ganzen deutschen Volkes evangelisch gewesen.

Hindernisse.

Verhängnisvoll für die Sache der Reformation war der Bauernkrieg. Schon im 15. Jahrhundert und am Anfang des 16. Jahrhun-

derts hat es Bauernaufstände gegeben. So war's beim armen Konrad in Württemberg gewesen. Sie waren meist im Süden und Südwesten, nicht im Norden Deutschlands. Denn im Norden und Osten waren die großen Fürstentümer mit ihren starken Landesgewalten; im Süden und Südwesten war die Menge der Kleinherrschaften; da konnte ein Aufstand schon mehr Aussicht auf Erfolg haben. Auch war damals im Süden, nicht wie später im Norden, unter dem Volke die größte kriegerische Tüchtigkeit. Der Bauernstand war, wie wir gehört haben, durch mancherlei Abgaben und Fronen gedrückt. Den Wald, der ursprünglich Gemeindeeigentum war, hatten die Grundherren an sich gezogen. Das ist wohl für die Erhaltung unseres deutschen Waldes ein Segen gewesen; aber für den davon betroffenen Bauernstand war es schmerzlich. Dazu verboten die Grundherren die Jagd in den Wäldern bei schweren Strafen; das wirkte besonders hart, weil Hirsche und Wildschweine sehr großen Schaden in den Äckern anrichteten. Im Kriege mußte der Bauer immer am meisten leiden. Ritter und Städter sahen hochmütig und verächtlich auf ihn herunter; und am öffentlichen, staatlichen Leben konnte und durfte er sich gar nicht beteiligen, wiewohl er der zahlreichste und nützlichste Stand im Staate war. Die Lasten und Fronen waren an sich zwar nicht übermäßig; aber es kam immer darauf an, in welcher Weise die Grundherren ihre Rechte ausübten. Und da ist kein Zweifel, daß manche Grundherren, namentlich in den geistlichen Gebieten, ihre Hörigen schwer drückten. Darum war auch in der Bauernschaft ein großer Haß gegen die Pfaffen. Die Vermehrung des baren Geldes infolge der Entdeckung Amerikas entwertete das Geld und steigerte den Preis der landwirtschaftlichen Erzeugnisse. Da aber der Bauer seine Abgaben immer noch in Natur, nicht in Geld zu bezahlen hatte, so war damit seine Last nicht kleiner, sondern größer geworden. Vom Süden, von der Schweiz her, drangen allerlei demokratische und freiheitliche Gedanken. Dort hatte der Bauer durch tapferen Kampf sich losgemacht von den Grundherren; sollte es der schwäbische und fränkische Bauer nicht auch können? Von den Hussitenkriegen her waren vollends kommunistische Gedanken ins Volk eingedrungen. Sollte wirklich der Unterschied zwischen den Ständen, zwischen arm und reich ein gottgewollter sein? Sollten nicht vielmehr alle Menschen einander gleich sein? Solche Gedanken bewegten das Volk, nicht bloß im Bauernstande, vielfach; und wie nun die alte Kirche zusammenbrach, unter deren Druck die Bauern viel zu leiden gehabt hatten, da hieß es: jetzt ist die Zeit gekommen für eine Befreiung des Bauernstandes! Und wie Luther sein Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen schrieb, da ward es vielfach falsch verstanden. Er meinte die innere, geistige Freiheit; aber viele

verstanden darunter die äußere Freiheit von dem Druck, unter dem sie gelitten hatten.

Die Bewegung verlief zuerst recht maßvoll und verständig. Im heutigen Württemberg stellten sich geschickte, wohlmeinende Männer an die Spitze: so der Hohenlohesche Kanzler Wendel Hipler und der Ritter Florian Geyer, der Bauer Jörg Mezler u. a. Die Forderungen der Bauern wurden niedergelegt in den zwölf Artikeln der Bauernschaft. Sie verlangten Beschränkung der Fronen, Abgaben und Dienste, freie Jagd und Fischerei, freie Pfarrwahl der Gemeinden, freie Predigt des Evangeliums, Abschaffung eines Teils des Zehnten. Das waren Dinge, über die man sich wohl hätte verständigen können. Auch Luther hat eine Schrift über diese Artikel geschrieben und den Fürsten geraten entgegenzukommen. Und der geschickteste Kopf unter ihnen, Wendel Hipler, hat einen großen Plan aufgestellt, wie künftig das Reich einzurichten sei: an der Spitze ein mächtiges Kaisertum, Einziehung der geistlichen Güter, Wiedereinführung des deutschen Rechtes mit Volksgerichten, Einheit von Maß, Münze und Gewicht, Beschränkung des Wuchers und Sicherheit der Straßen.

Aber die große Gefahr bei allen Aufständen ist immer die, daß hinter den besonnenen und klugen Menschen maßlose Leute stehen, die alle Ordnungen über den Haufen werfen wollen, ohne daß sie die Fähigkeit zum Neuaufbau haben. Das haben wir auch in unserer Zeit erlebt. Und schließlich verlieren die maßvollen und besonnenen Geister die Macht über die großen Massen, und die Gewaltmenschen reißen die Macht an sich. So ging's auch damals, und das hat die Sache der Bauern völlig verdorben. Ein Bauernheer hatte an Ostern 1525 Burg und Stadt Weinsberg erobert. Nach errungenem Siege hatte einer der Gewaltmenschen, Säcklein Rohrbach, eine Anzahl von Adelligen durch die Spieße treiben und niederstechen lassen, und die Besonnenen konnten's nicht hindern. Und noch schlimmer ging's in Thüringen. Dort hatte sich Thomas Münzer, ein schwärmerischer Pfarrer, an die Spitze der Bauern gestellt. Er verkündigte den Kommunismus, d. h. die Gütergemeinschaft; und zwar sollte sie mit Gewalt durchgeführt werden. „Lasset euer Schwert nicht kalt werden vom Blut,“ schrieb er an seine Anhänger, „schmiedet pinkepank auf dem Amboß Nimrod, werft ihm den Turm zu Boden!“ Und er unterschrieb sich: „Thomas Münzer mit dem Schwert Gideon's.“ Da gab's natürlich genug Volks, das diesem Propheten zufließ, der seinen Anhängern den Himmel auf Erden versprach; und die Haufen, die von ihm aufgehetzt waren, durchzogen plündernd und mordend das Thüringer Land. Da konnte kein besonnener Mensch mehr mittun. Luther hat gerade das Münzerische Unwesen in nächster Nähe

gesehen; und nun war's ihm klar: hier hilft nichts anderes als das Schwert; Gewalt gegen Gewalt! So schrieb er das Büchlein: „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern“, in dem er die Obrigkeit aufforderte, die Waffen zu ergreifen und die Bauern niederzuschlagen. Das ist auch geschehen. Die Fürsten hatten eben doch die größere Macht in den Händen; sie schlugen die Bauern überall, in Thüringen, in Franken, in Schwaben, im Elsaß. Und schrecklich war die Rache; unter Strömen von Blut ward die Bewegung niedergeschlagen. Das war natürlich wieder gegen Luthers Sinn; er hat nun sehr ernst den Fürsten und Herren ins Gewissen geredet und sie zur Milde aufgefordert.

Der Reformation hat diese Sache ungemein geschadet. Jeder der beiden streitenden Stände, Fürsten und Bauern, hatte von dem Reformator erwartet, daß er sich auf seine Seite stellen werde. Das konnte er nicht. Sein Gewissen hinderte ihn daran; er mußte vielmehr jedem Stande sagen, worin er Recht und worin er Unrecht hatte. So hat er's mit beiden verdorben. Die Lage des Bauernstandes ist nicht wesentlich schlimmer geworden als bisher; aber er hat jetzt vollends den Einfluß auf die Geschicke des Reiches eingebüßt.

Ein anderes Hindernis aber war — der K a i s e r. Seit er sich wieder mehr mit deutschen Dingen beschäftigen konnte, hat er der Reformation ein Hindernis um das andere bereitet. Noch ehe er im Lande war, hatte er auf einem Reichstag zu Speier 1529 eine Mehrheit zustande zu bringen gewußt, die beschloß: es sollte keine Neuerung in der Religion mehr gestattet sein. Dagegen haben die evangelischen Stände protestiert; daher der Name Protestanten. Ihr Protest wollte sagen: in Sachen des Glaubens und des Gewissens gelten keine Mehrheitsbeschlüsse und kein Zwang; solche hat jeder mit seinem Gewissen abzumachen. Im Jahr 1530 kam er selbst nach Deutschland, das erstemal seit 1521. Er hatte in Italien und Frankreich große Erfolge errungen, einen Ansturm der Türken auf Wien siegreich abgeschlagen, und hoffte nun im Reich mit Güte oder Gewalt der Glaubensspaltung Herr werden zu können. Er hielt einen Reichstag zu Augsburg. Die evangelischen Fürsten waren dorthin gekommen und hatten ihre Theologen mitgebracht. Luther allerdings war nicht dabei; denn er war noch in Acht und Bann; er hielt sich in dieser Zeit auf der Koburg auf. Aber der versöhnliche Melanchthon hatte ein Bekenntnis ausgearbeitet, d. h. eine kurze Darlegung des evangelischen Glaubens. Die evangelischen Stände wollten damit den Beweis liefern, daß in ihrem Glauben nichts enthalten sei, was dem Bestand des Reichs gefährlich werden könnte. Der Kaiser nahm das Bekenntnis entgegen, kümmerte sich aber um den Inhalt weiter nicht. Sein einziges Ziel war:

Glaubenseinheit um jeden Preis. So sind bei diesem Reichstag die Wormser Beschlüsse wieder erneuert worden; auch Kriegsdrohungen wurden schon laut.

Luthers Tod. Seine Person und sein häusliches Leben.

Es war eine gewitterschwüle Zeit. Man sah den Krieg um des Glaubens willen näher und näher herbeikommen. So sahen sich auch die evangelischen Fürsten und Städte genötigt, sich zusammenzuschließen zu einem Bündnisse. Das geschah zu Schmalkalden Ende 1531: der Schmalkaldische Bund. Zunächst gab's einen Aufschub: wieder hinderten den Kaiser die Welthändel, in die er verstrickt war, daran, Gewalt gegen die Protestanten zu gebrauchen. Der Bund der evangelischen Stände war nur zur Verteidigung geschlossen. Luther hat nie zugeben können, daß Menschen das Schwert ergreifen zur Ausbreitung des Evangeliums. „Das Wort muß es bringen.“ Mit keinen weltlichen Mitteln soll die neue Lehre ausgebreitet werden; nur zum Schutz der eigenen Untertanen gegen Vergewaltigung in Glaubenssachen soll die Obrigkeit das Schwert ergreifen dürfen. Die evangelischen Stände hätten es wohl vermocht, die Macht in Deutschland an sich zu reißen, solange der Kaiser außer Landes und anderweitig beschäftigt war. Aber das wäre gegen ihr Gewissen gewesen.

Luther hat den Ausbruch des Krieges nicht mehr erlebt. Er hat in seinen letzten Lebensjahren viel Schweres erlitten. Auf den großen Aufschwung der ersten Zeit ist ein Stillstand gefolgt. Er hatte gehofft, Gottes Reich sollte mächtig zunehmen auf Erden; und nun gingen seine großen Hoffnungen nicht in Erfüllung, sondern es gab einen Stillstand und einen Rückgang. Darüber klagte er viel und hoffte nur, daß der jüngste Tag bald komme. Mancherlei Umstände sind an diesem Rückgang schuldig gewesen: die Feindschaft der Gegner ebenso wie innere Streitigkeiten über die Lehre. Ist's ja doch in den Zeiten der ersten Christenheit auch nicht anders gewesen. Und in dem Kampfe, in dem er sein Leben lang gestanden ist gegen eine Welt von Feinden, ist er selbst auch oft heftiger und leidenschaftlicher geworden als gut war. Aber sein letzter Weg war ein Friedensweg. Er hatte eine Reise nach Eisleben unternommen, um die streitenden Grafen von Mansfeld miteinander zu versöhnen. Schon längst war seine Gesundheit erschüttert gewesen durch die ungeheure Last der Arbeit, die auf ihm lag; in Eisleben, seinem Geburtsorte, ward er von einem heftigen Krankheitsanfall heimgesucht und erlag ihm am 18. Februar 1546. Kein anderer war da, der ihm an Geist, an Kraft, an felsenfestem Glauben gleichgekommen wäre.

Luther ist der größten deutschen Männer einer gewesen. Kaum ein

anderer Mann hat je sein deutsches Volk, seine „lieben Deutschen“ so verstanden und so geliebt wie er. Er hat seine Deutschen gekannt nach ihren guten Seiten, und hat besonders das an ihnen gelobt, daß sie noch wahrhaftig und treu seien, anders als die Welschen, und Ja Ja und Nein Nein sein lassen. Er ist aber auch nicht blind gewesen gegen ihre Schwächen und hat namentlich den „Saufteufel“ oft genug an ihnen getadelt und sie die „tollen vollen Deutschen“ geheißen. Schon der Blick seiner Augen kündete den großen Mann. Wie jener welsche Kardinal Cajetan sich über seine „tiefen Augen“ fast entsetzt hat, so hat ein anderer, der Schweizer Student Johannes Keßler, der mit ihm im „Schwarzen Bären“ zu Jena zusammentraf, seine Augen bewundert. „Er hatte tiefe schwarze Augen, blitzend und funkelnd wie ein Stern, so daß sie nicht wohl mochten angesehen werden.“

Und dieser große Mann hatte das Gemüt und das Herz eines Kindes. Er konnte sich freuen an jeder Blume und an jedem Grashalm; er konnte sich freuen vor allem an den Vögeln und ihrem Gesang. Denn er sah in alledem Geschöpfe des Vaters im Himmel; er schaute über dem Zeitlichen das Ewige und über dem Sichtbaren das Unsichtbare.

Im Lutherhause in Wittenberg war's gut sein; denn da wohnte Frieden und Freude. Und wenn Luther noch so sehr kämpfen mußte in Rede und Schrift wider seine Feinde, sie vermochten ihm doch den Frieden nicht zu nehmen, den seine Seele in Gott dem Vater gefunden hatte. Und wenn er sich des Tages über müde gearbeitet hatte, da fand er abends seine Erholung und seine Freude in seiner Familie. Sein Weib Katharina von Bora schätzte er höher als „das Königreich Frankreich oder der Venediger Herrschaft“. Fünf Kinder hat sie ihm geschenkt, drei Knaben und zwei Mädchen; und im Kreise der Seinen war's dem Vater wohl; da nahm er seine Laute, spielte und sang seinem Herrn Gott ein Liedlein. Und seine Kinder sangen mit, oft Worte und Weise, die der Vater selbst gemacht hatte. Aber auch das Leid blieb dem Lutherhause nicht erspart. Die Tochter Magdalene war dem Vater und der Mutter ganz besonders ans Herz gewachsen. Sie war ein feines, zartes Kindlein und hatte die Eltern nie betrübt. Aber in ihrem dreizehnten Jahr starb sie. Das war ein Schmerz für Vater und Mutter und Geschwister!

Gar manchmal ward auch der Vater Luther selbst von schwerer Krankheit heimgesucht; denn durch die ungeheure Arbeitslast, die ihm aufgebürdet war, ist seine Kraft frühzeitig geschwächt worden. Aber es hieß bei ihm wie bei dem Apostel: „In dem allem überwinden wir weit um des Willen, der uns geliebt hat.“

Was hat der Mann alles gearbeitet! Seine Schriften umfassen zwölf große, dicke Foliobände, jeder vielleicht so dick wie die Bibel! Daneben

seine Tätigkeit in der Predigt und in der Seelsorge und seine Vorlesungen an der Wittenberger Hochschule. Und dann die Übersetzung der Bibel mit allen ihren Schwierigkeiten; und wie oft mußte er auf Reisen sein! Und doch noch hatte er Zeit für seine Familie und seine Freunde. Man begreift's nicht, wie ein Mensch das alles fertig bringen kann.

Viele werden denken: wenn er so viel Bücher geschrieben hat, die gekauft und gelesen worden sind, und die Bibel übersetzt hat, die in Tausenden und aber Tausenden von Stücken ins deutsche Volk hinausgegangen ist, da wird er auch ein schönes Geld damit verdient haben und ein reicher Mann geworden sein. Aber weit gefehlt! Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, zu Wohlstand und Reichtum zu kommen. Für seine Schriften wurden ihm jährlich 400 Gulden geboten; das ist nach dem heutigen Geldwert mindestens 40—50 000 Goldmark. Aber er nahm durchaus nichts dafür, keinen Pfennig. Für die Übersetzung der Fabeln eines alten lateinischen Fabeldichters, des Äsop, wurden ihm 1000 Gulden, also 100—120 000 Mark geboten. Er schlug sie aus. Das Stadtpfarramt in Wittenberg hat er oft längere Zeit ganz umsonst versehen. Die Anhänger des Papstes meinten manchmal, man könnte ihn durch Bestechung zum Schweigen bringen. „Man sollt ihm,“ meinte einer, „etlich hundert Gulden in den Hals stecken.“ „Es hilft nichts an ihm,“ sagte ein anderer; „die deutsche Bestie achtet keines Geldes und will keins nehmen, wenn man's ihm schon anbaut.“ Er lebte mit seiner Familie nur von dem Gehalt, den er als Lehrer an der Hochschule hatte, und der war klein genug. Er bekam anfangs 100, später 200 und zuletzt 300 Gulden, dazu Holz, Futter, Getreide; auch erhielt er ansehnliche Geschenke vom Kurfürsten und anderen fürstlichen Freunden. Das war ihm aber oftmals zu viel.

Luther hatte ein offenes Haus für alle Gäste und eine offene Hand für alle Notleidenden. Was für einen großen Tisch hatte er täglich! Da war eine ganze Anzahl von Studenten, Nichten und Neffen. Angefochtene aller Art, vertriebene Geistliche, Freunde, Gelehrte, ja auch Fürstlichkeiten fanden unter dem Dache des Lutherhauses Zuflucht. Längere Zeit weilte einmal die Kurfürstin von Brandenburg, die wegen ihrer Hinneigung zum Evangelium von ihrem Mann verstoßen worden war, unter Luthers Dach. Kein Bittender ging leer von seiner Tür. Oftmals hatte er selbst kein Geld in seiner Kasse. Da nahm er einmal einen silbernen Becher, deren er mehrere besaß und verschenkte ihn. „Denn,“ sagte er: „wer da Gut hat, der sei ein Herr desselbigen Gutes. Ist er aber ein Herr über das Gut, so dient das Gut ihm, und er dient nicht dem Gut. Darnach hilft er den Armen von dem Gut und gibt denen, die nichts haben. Wenn er einen sieht, der keinen Rock hat, so spricht er

zum Geld: heraus Junker Gulden! Dort ist ein armer, nackter Mann, der hat keinen Rock, dem mußt du dienen! Dort liegt einer krank, der hat keine Labung: hervor Junker Annaberger und Joachimstaler! Ihr müßt fort, hin und helft ihm! Die so mit ihrem Gut umgehen, die sind Herren ihres Gutes, und das tun gewiß alle rechtschaffenen Christen. Die aber mit Geld sparen und immer gedenken, wie der Haufen größer werde und nicht kleiner, das sind Knechte.“

Trotz alledem kehrte nie Not ein im Lutherhause. Sein Gottvertrauen hat ihn nicht betrogen; der Segen Gottes blieb nicht aus in seinem Hause.

Schmalkaldischer Krieg. Augsburger Religionsfriede.

Luther ward weggenommen vor dem Unglück. Der Kaiser, dieser schlaue und kluge Staatsmann, machte es ähnlich wie König Eduard VII. von England. Er betrieb eine Politik der Einkreisung und suchte von den evangelischen Fürsten einen um den andern auf seine Seite zu ziehen. Das gelang ihm bei mehreren, am besten aber bei dem Herzog M o r i z v o n S a c h s e n. Allerdings mußte er diesem zugestehen, daß an der Reformation im Herzogtum Sachsen nichts geändert werden solle. Und nun kam der Krieg, nach dem Bund der evangelischen Stände der S c h m a l k a l d i s c h e genannt. In Oberdeutschland hatten die Evangelischen zunächst die Oberhand; denn der Kaiser war noch nicht genügend gerüstet. Sie hätten sich mit Leichtigkeit ganz Oberdeutschlands bemächtigen können. Allein Gewissensbedenken hielten sie zurück; sie wollten nicht Angreifer sein. So warteten sie, bis der Kaiser ein Heer gesammelt hatte, und zogen sich dann zurück nach Sachsen. Dort schlug der Kaiser das Heer des Kurfürsten bei Mühlberg an der Elbe und nahm den Kurfürsten Johann Friedrich gefangen. Bald darauf gelang es ihm auch, sich durch Hinterlist des Landgrafen Philipp zu bemächtigen. Er war Sieger und führte die beiden Fürsten als Gefangene mit sich. Moriz von Sachsen wurde Kurfürst und erhielt einen großen Teil der sächsischen Länder seines Veters.

In Glaubenssachen wurde das I n t e r i m eingeführt, d. h. ein Zustand, der einstweilen gelten sollte bis zur endgültigen Entscheidung durch eine allgemeine Kirchenversammlung. Dabei wurde den Protestanten der Kelch im Abendmahl und die Priesterehe zugestanden; im übrigen aber war's das alte Kirchenwesen. Niemand war damit zufrieden.

Moriz von Sachsen hatte sich durch seine Verrätereie Haß und Verachtung zugezogen. Auch merkte er, daß des Kaisers Macht jetzt gewaltig gestiegen, und die der Landesfürsten gesunken war. Die Spanier, die der Kaiser nach Deutschland gebracht hatte, benahmen sich äußerst hochfahrend

und übermütig, namentlich auch in Württemberg; damals mußte Johannes Brenz vor ihnen aus Hall fliehen. Allgemeiner Widerwille entstand gegen diese kaiserliche Gewaltherrschaft. Dazu kam, daß der gefangene Landgraf Philipp Morizens Schwiegervater war. So ward es dem Kurfürsten Moriz nicht schwer, ein Geheimbündnis gegen den Kaiser zusammenzubringen. Er hat dabei auch Hilfe beim König von Frankreich gesucht und ihm die Bistümer Metz, Toul und Verdun versprochen. Die sind damals dem Reiche verloren gegangen. Das will uns nicht gefallen. Aber der Kaiser selbst hat in dieser Zeit viel mehr vom Reiche losgerissen als Moriz von Sachsen: er hat Burgund, das dem Reiche gehörte, zu spanischem Besitz gemacht; er hat Lübeck, die alte Königin der Hanse, dem dänischen König überlassen usw. So wenig wußte man damals mehr, was eigentlich das Deutsche Reich sei.

Nachdem Moriz in aller Stille sich gerüstet hatte, überfiel er den Kaiser in Tirol. Schleunigst mußte er aus Innsbruck fliehen und die beiden gefangenen Fürsten freigeben. Sein Bruder König Ferdinand schloß mit den Protestanten den Passauer Vertrag, der ihnen volle Religionsfreiheit gewährte. Drei Jahre später ward der Augsburger Religionsfrieden geschlossen 1555. Der bestätigte den Passauer Vertrag. Diejenigen protestantischen Stände, die der lutherischen Reformation anhängen, erhielten Religionsfreiheit, nicht aber die einzelnen Untertanen. In Norddeutschland hatten sich in den Jahren zuvor viele Gebiete der neuen Lehre angeschlossen: vor allem eine ganze Reihe von früheren geistlichen Fürstentümern, Bistümern und Erzbistümern. Das wollten aber die Anhänger der alten Kirche für die Zukunft verhindern. Deshalb fügten sie dem Religionsfrieden den „geistlichen Vorbehalt“ hinzu, nämlich die Bestimmung: wenn ein Bischof oder Erzbischof zum neuen Glauben übertrete, so solle er seine Würde verlieren. Das haben die Protestanten nicht anerkannt. So lag in diesem Frieden schon der Keim zu neuem Zwist; aber für die nächste Zeit wenigstens war der neue Glauben geschützt.

Noch war's nicht so wie heute. Noch bestand keine Religionsfreiheit wie jetzt, wo jeder glauben kann was er will, und jede Kirche ihren Gottesdienst ausüben kann, wie sie will. Sondern die Landesobrigkeit hatte auch über den Glauben der Untertanen zu bestimmen. Andersgläubige durften ihres Glaubens leben, aber nur in der Stille, ohne öffentlichen Gottesdienst. So gab's jetzt in Deutschland evangelische Länder und katholische Länder. Aber schon das war ein großer Fortschritt, daß nicht mehr von Rom aus über den Glauben der ganzen abendländischen Welt entschieden wurde. Es war jetzt mehr Freiheit da; und nur wo Freiheit ist, kann Gott mit seinem Geiste wirken.

Zusammenfassung: Grundgedanken und Ausblick.

Die Reformation ist die größte Umwälzung gewesen, die die Welt je gesehen hat. Aber was ist anders geworden? Einmal die Stellung des Menschen zu seinem Gott. — Die Treue zum menschlichen Herrn ist schon den Deutschen im Mittelalter eine besonders wichtige Sache gewesen. Daß der Dienstmann dem Lehensherrn Treue hält bis zum Tod, das war bei den Deutschen immer der größte Ruhm. Nicht deshalb hielt er Treue, weil es in irgendeinem Gesetz so geschrieben gestanden hätte; sondern deshalb, weil der Herr ein gütiger und milder war. Diese deutsche Treue hat Luther auf den himmlischen Herrn übertragen — denn er hat Gott in seinem Ringen im Kloster nach viel Anfechtung kennen gelernt, so, wie er uns im Heiland erscheint: als einen reichen, liebreichen, gütigen Herrn, der nur das Beste will. Dieser Gott hat ihm das Herz abgewonnen, und er kann gar nicht anders als ihm treu sein. Und diese Treue zu Gott, das ist der Glaube; wer die hat, dem will Gott gerne vergeben, was er sonst etwa nicht recht macht. — Aber wir sehen schon: diesen Gott muß man selber finden und kennen lernen; erfährt man's nicht, daß er liebreich ist und gütig, dann kann man ihm nicht treu sein. Dazu weist die Bibel den Weg: und auch die Auslegung der Bibel in Kirche und Schule kann den Weg weisen. Aber wir müssen ihn selber suchen, selber gehen, selber nach Wahrheit ringen und streben — dann erst können wir Gott finden und ihm treu sein. — Aber könnten wir einem Menschen treu sein und doch immer wieder tun, was ihm nicht gefällt, oder gar mit seinem Feinde gemeinsame Sache machen? Unmöglich; das wäre ja doch schmachliche Untreue. So können wir auch nicht Gott treu sein und doch sein Gebot verachten. Wir Deutschen können vieles nicht vereinigen, was andere Völker vereinigen können. Den Frieden im Munde führen und doch den Krieg schüren wie Wilson — das bringen wir nicht zusammen. Fromm sein und dabei lügnerisch, grausam, geldgierig wie die Engländer — das können wir nicht vereinigen. Zu Gott und allen Heiligen beten und dabei doch Spitzbuben sein wie die Italiener — das ist uns unmöglich. Schöne Worte machen von Freiheit und Weltbürgertum und dabei andere Völker aufs äußerste hassen, wie die Franzosen — auch das können wir nicht. Das ist eine Gabe, die Gott uns Deutschen gegeben hat, daß wir möchten wahre Menschen sein. So auch im Glauben. Wer fromm ist, der muß auch ein braver Mensch sein; Gott hilft ihm dazu, und den Fehltritt will er vergeben. Das gehört zum Glauben. Das hat uns die Reformation mit großem Nachdruck wieder gelehrt. Nicht überall, wo

die Reformation hingekommen ist, hat man das so recht erfaßt und geübt; in England nicht und in Amerika auch nicht. Viele unserer deutschen katholischen Mitbürger haben das schon besser erfaßt als die evangelischen Engländer; denn es ist etwas, was uns Deutschen in Fleisch und Blut liegt.

Anderß ist auch geworden die Stellung des Christen zur Welt. Die Welt und was zu ihr gehört, hat Luther nicht als unheilig angesehen; denn sie ist aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen. Auch die weltlichen Ordnungen sind Gottes Ordnungen und darum recht und gut. Eine solche Ordnung, die Ehe, ist nach der Schrift von Gott selbst eingesetzt. Darum hat Luther die Ehe hochgepriesen als einen heiligen Stand. Und nicht weniger ist die Arbeit eine Gottesordnung, und wer sie tut, der tut damit einen Gottesdienst. Beides, Ehe und Arbeit, hat durch die Reformation erst die rechte Würdigung erfahren. Daß die Reformation auf die Arbeit einen besonderen Segen gelegt und sie damit höher gestellt hat als alle selbsterwählte Heiligkeit in den Klöstern, das ist doch von ganz besonderem Werte gewesen für das deutsche Volk. Aus dem Elend des Dreißigjährigen Krieges hat sich das deutsche Volk wieder emporgerungen durch seine Arbeit; und was es geworden ist bis heute, dankt es seiner Arbeit. Und wir danken das der Reformation.

Aus der Ehe entsteht die Familie, aus der Familie die Gemeinde, aus vielen Gemeinden der Staat. Den Staat hat die Kirche vorher als etwas Weltliches und Ungöttliches angesehen und war der Ansicht, daß er immer von der Kirche geleitet werden müsse. Luther aber hat den Staat ansehen gelehrt als eine Gottesordnung: er soll Ordnung in der Welt halten und Fürsorge in allerlei Weise für seine Bürger üben, für die Jugendbildung sorgen, Armenpflege, Recht und Gerechtigkeit üben. Auf dieser Grundlage ist der Staat der Neuzeit erwachsen, der sich die Wohlfahrt seiner Glieder am Herzen gelegen sein läßt. — Eins der wichtigsten Teile der Volkswohlfahrt ist aber die Heranbildung der Jugend. Deshalb hat Luther von den Bürgermeistern und Rathsherren gefordert, daß sie Schulen einrichten sollten. Infolge der Reformation sind die mannigfaltigsten Schulen gegründet worden: Volksschulen, Lateinschulen, Hochschulen. Hochschulen wurden gegründet in Marburg, Jena, Helmstädt, Königsberg, Gießen usw. Die Wittenberger Hochschule ist lange Zeit von Studenten aus ganz Europa besucht worden. Auf diesen Hochschulen wurden nach und nach die Wissenschaften immer freier, immer gründlicher betrieben, bis sie zuletzt die Höhe erreicht haben, auf der sie jetzt stehen. Daß wir Deutschen das gebildetste Volk der Welt geworden sind, das ver-

danke n wir im letzten Grunde der Reformation. Was damals geschehen ist, ist ohne Beispiel in der Geschichte: der einfache thüringische Bauernsohn bringt die größte Weltmacht, die Papstkirche, ins Wanken und in einem großen Teil der Welt völlig zu Fall; Kaiser, Könige, Fürsten, Städte und Bauern, alle müssen mit dem einen Mann rechnen. Das Papsttum hatte damals eine ungeheure Macht über die Menschenseelen auf dem ganzen bekannten Erdkreis, so daß niemand frei denken, frei reden, frei schreiben konnte über religiöse Dinge. In alle Länder und Völker, in alle Verhältnisse hinein ging sein Einfluß. Es war eine Weltmacht auf geistigem Gebiet. Gegen sie haben jahrhundertlang Fürsten und Völker und einzelne Männer sich aufgelehnt und sie zu erschüttern gesucht. Es war alles umsonst. Aber der e i n e Mann bringt's fertig: er erschüttert nicht bloß das Papsttum, sondern bringt in einem großen Umkreise seine Macht völlig zu Fall. Das machte: fürs erste ist er ein Deutscher gewesen durch und durch. Kaum einer ist je so im festen Boden des deutschen Volkstums gestanden wie er. Darum hat ihn auch das deutsche Volk so verstanden und hat sich in diesem Kampf hinter ihn gestellt. Fürs andere: er war ein Werkzeug Gottes; Gott hat durch ihn Freiheit schaffen wollen auf Erden, damit e r zur Geltung komme in den Menschen.

Wenn wir an die Reformation denken, so wollen wir uns dankbar dessen freuen, was sie uns Großes und Gutes gebracht hat. Aber wir wollen darum die katholische Kirche von heute nicht gering achten und noch weniger unseren katholischen Mitbürgern feind sein. Die deutsche katholische Kirche von heute ist doch recht anders als die damalige: auch sie hat aus der Reformation viel gelernt. Solch schreiende Mißbräuche wie der Ablasshandel wären heutzutage unmöglich. Auch hat die katholische Kirche von heute manches Gute, das wir nicht haben. Am meisten fällt uns auf, daß die Menge des Volks dort viel mehr zur Kirche hält als bei uns. Das hat mancherlei Ursachen. Bei uns heißt's: du mußt Gott selbst suchen und selbst nach der Wahrheit trachten. In der katholischen Kirche aber heißt's: hier hast du Gott, hier hast du die fertige Wahrheit; du brauchst das alles nicht erst zu suchen. Aber sehr viele Menschen möchten doch etwas Fertiges haben und nicht erst lange suchen. Und doch ist erst d e r Besitz ein sicherer und fester, der auf dem Wege eigenen Suchens erworben ist. Dann weiter: alle die göttlichen Wahrheiten, die eben unsichtbar sind, sind in der katholischen Kirche sichtbar gemacht und veranschaulicht. In jeder katholischen Kirche fällt uns sofort die große Zahl von bildlichen Darstellungen aller Art auf. Da sind nicht bloß Bilder zur biblischen Geschichte, wie wir sie auch haben; da sind auch Abbildungen von Glaubenswahrheiten, wie z. B. der heiligen Drei-

einigkeit usw., und eine Menge von Bildern aus der Heiligen Sage und Geschichte. Ja, da ist im Hochaltar in der geweihten Hostie der Herr Jesus selbst gegenwärtig. Dazu ist der Gottesdienst durch Musik, Gesang, durch die heilige Handlung der prächtig gekleideten Priester am Altar anziehend gemacht. Das alles zieht sehr viele Leute an; und doch will uns evangelischen Christen immer dabei das strenge Gebot Gottes einfallen: „Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen.“ Aber jede Kirche soll in ihrer Weise Gott suchen und eine mit der andern zu wetteifern suchen in Werken des Glaubens und der Nächstenliebe.

Und endlich müssen wir noch fragen: Was bedeutet die Reformation für den Zusammenhalt und die endliche Einigung des deutschen Volkes? Da ist nun wohl zunächst eine Spaltung ins deutsche Volk hineingekommen. Es war das größte Unglück für Deutschland, daß in dieser Zeit als Kaiser ein Spanier an der Spitze stand, der gar kein Verständnis für die Tat Luthers hatte. Wäre ein echt deutscher Mann Kaiser gewesen, der hätte wohl Luther verstanden, sich an die Spitze der Nation gestellt und die Reformation wäre völlig durchgedrungen. Es waren vorher schon genug Spaltungen da: zwischen Norden und Süden, zwischen Fürsten, Städten, Rittern, Bauern usw. Jetzt kam noch dazu die Glaubensspaltung. Zu einer Schwächung des Reichs hat sie zunächst nicht geführt. Das Deutsche Reich ist im 16. Jahrhundert mindestens nicht schwächer gewesen als im 14. und 15. Jahrhundert. Man hat sogar über dem einen großen Unterschiede des Glaubens die übrigen Unterschiede unter den Stämmen und Ständen hintangesezt. Aber allerdings: die evangelischen und katholischen Stände des Reiches sind sich dann um so schroffer und feindseliger gegenüber gestanden. Und das hat dann endlich zu dem fürchterlichen Kriege geführt, der unser Vaterland dreißig Jahre lang zerfleischt und an den Rand des Abgrundes geführt hat. Das war schrecklich. Aber aus den Schmerzen und Wehen des Dreißigjährigen Krieges heraus ist die Erkenntnis geboren worden: wir müssen und wollen einander dulden.

Aber hat nicht vielleicht die Reformation auch etwas beigetragen zur zukünftigen Einigung des deutschen Volkes? Da kann man hinweisen auf die Umwandlung des Ordenslandes Preußen in ein weltliches Herzogtum unter Albrecht von Hohenzollern. Dies Herzogtum ist später an Brandenburg gefallen. Dadurch ward der Grund gelegt zu der Großmacht Preußen, die die Einigung Deutschlands vollzogen hat. — Vor allem aber auf etwas anderes: nämlich auf die Schaffung einer gemeinsamen deutschen Schriftsprache durch Luthers Bibelübersetzung. — Wir wissen, daß man in jeder Gegend des deutschen Vaterlandes wieder anders spricht, eine

andere Mundart hat. Wenn wir nach Thüringen kommen oder nach Westfalen oder Mecklenburg oder Pommern: wir reden unsere Mundart und die Leute dort die ihrige, so versteht keins das andere. Aber wir haben doch ein Mittel uns zu verständigen, indem wir uns nicht der Mundart, sondern der hochdeutschen oder schriftdeutschen Sprache bedienen. Und vollends: deutsche Bücher können in jeder Gegend des deutschen Vaterlandes gelesen und verstanden werden; denn sie sind in der gemeinsamen schriftdeutschen Sprache geschrieben. Eine solche hatte man aber im Mittelalter noch nicht. Da hatte man eben die zwei großen Mundarten: die niederdeutsche im Norden, die oberdeutsche im Süden. Und auch die Schriftsteller haben entweder diese oder jene Mundart geschrieben. Schon dadurch ist Norden und Süden des deutschen Vaterlandes nicht wenig voneinander getrennt worden. Später haben wenigstens die Regierungen der deutschen Staaten sich einer gemeinsamen Sprache bedient, die aus der oberdeutschen Mundart entstanden ist. Aber eine Kanzleisprache dringt nicht hinein ins Volk. Luther ist in seiner Bibelübersetzung von dieser Kanzleisprache ausgegangen, hat sie aber reicher und volkstümlicher gestaltet und so in seiner Bibel ein Volksbuch geschaffen. Dies Volksbuch kam bald überallhin: in den Norden so gut wie in den Süden, nach Pommern wie nach Bayern, nach Schleswig-Holstein wie nach Württemberg und in die Schweiz und wurde nach und nach in jedem Hause gelesen. So entstand die gemeinsame deutsche Schriftsprache und damit ein mächtiges Einheitsband für das deutsche Volk.

Wäre dieses Volksbuch nicht gekommen, so hätten sich wahrscheinlich zwei verschiedene Schriftsprachen allmählich herausgebildet: die niederdeutsche und die oberdeutsche. Nun ist der Norden und der Süden Deutschlands schon im Mittelalter, von der Zeit der Frankenkaiser und noch mehr von den Hohenstaufenkaisern an, recht voneinander getrennt gewesen. Wäre die bleibende Sprachentrennung noch dazu gekommen, so wäre das wohl ein dauerndes Hindernis für eine wirkliche Einigung gewesen. Ein deutsches Land hat die Lutherbibel nicht angenommen, sondern sich eine eigene niederdeutsche Bibel geschaffen: das ist Holland. Was ist die Folge gewesen? Daß es sich eine eigene Schriftsprache geschaffen, sich von dem Reiche gelöst hat und ein eigener Staat geworden ist. Im übrigen Deutschland aber hat die gemeinsame Sprache, die durch die Lutherbibel geschaffen ward, in allen Deutschen immer wieder das Bewußtsein wach erhalten: wir gehören zusammen und müssen zuletzt noch ein einiges Volk und ein einiger Staat werden. So hat die Reformation doch gewaltig der deutschen Einigung vorgearbeitet. Alle Deutschen, im Norden und Süden, Katholiken und Protestanten, ja auch die

Deutschen Österreichs und der Schweiz reden und schreiben jetzt in der Sprache Luthers.

Ob die Glaubensspaltung, in der wir seither stehen, immer dauern wird? Das wissen wir nicht. Aber wir hoffen, es wird endlich auch diese Spaltung überwunden werden. Der Geist Gottes einigt zuletzt alles: die getrennten Bekenntnisse, Sprachen und Völker, bis endlich des Herrn Verheißung in Erfüllung geht: „Es wird e i n e Herde und e i n Hirte werden.“

Die Reformation im übrigen Europa.

Von Wittenberg aus hat sich die Reformation nach Dänemark, Schweden und Norwegen verbreitet; diese Länder wurden ganz evangelisch.

Auch in der Schweiz ist eine Reformationsbewegung entstanden. Ulrich Zwingli, Pfarrer in Zürich, ist dort gegen den Ablass und andere Mißbräuche aufgetreten. Mehrere Kantone: Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen fielen ihm zu, wogegen die am Vierwaldstätter See gelegenen Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern bei der alten Kirche blieben. Zwingli hat sein Werk ganz den Schweizer Bedürfnissen angepasst und nicht daran gedacht, die Welt zu reformieren. Es kam zu einem Krieg zwischen den Zürichern und den alten Kantonen. Zwingli zog als Feldprediger mit und fiel in der Schlacht bei Kappel. — Mit Luther konnte er sich über die Lehre vom heiligen Abendmahl nicht einigen, und so blieb ein Riß zwischen beiden.

Auch auf französischem Boden entstand ein Neues. Johannes Calvin aus Noyon in der Picardie, erst Rechtsgelehrter, dann Theologe, ward schon früh mit den Gedanken Luthers bekannt. Er kam nach Genf und hat dort die ganze Stadt umgestaltet, sie jahrelang regiert, eine strenge Sittenzucht eingeführt und die ganze Kirche neu eingerichtet. Er war ein ernster, strenger, oft harter Mann, voll Eifer für Gott; aber von Luthers Wärme, Herzlichkeit, Heiterkeit ist nichts in ihm. Die Kirchen, die sich an ihn und Zwingli angeschlossen haben, heißen die reformierten.

Calvins Wirksamkeit ging sehr ins Weite: sein Briefwechsel erstreckte sich über halb Europa. Von dem französischen Teile der Schweiz aus haben sich seine Gedanken auch in sein Heimatland Frankreich verbreitet, so daß endlich ein Drittel der ganzen Bevölkerung Frankreichs sich zum neuen Glauben bekannte. Man nannte dort die Protestanten Hugenotten. Sie wurden von den französischen Königen und von manchen Adelsfamilien blutig verfolgt und Tausende hingemordet. Auch sie griffen zu den Waffen, und so entstanden dort furchtbare Religionskriege. Nach dem Friedensschlusse sollte in Paris die Hochzeit des

hugenottischen Prinzen Heinrich von Navarra mit der Schwester des Königs Karl IX. stattfinden, und die angesehensten Hugenotten waren dabei in Paris erschienen. Aber in der Nacht vom 23. auf 24. August 1572, der Bartholomäusnacht, ertönte plötzlich ein verabredetes Zeichen; und nun begann in Paris ein Morden ohnegleichen und dehnte sich aus bis in die Provinzen. Viele Tausende von Hugenotten — die Zahlen schwanken zwischen 20 000 und 100 000 — sind in dieser Nacht hingerichtet worden. Es war eine Greuelthat, wie sie nur in dem Frankreich, das angeblich an der Spitze der Zivilisation marschiert, möglich ist.

Erleichterung wurde den Hugenotten erst, als jener Heinrich von Navarra als Heinrich IV. zur Regierung kam. Zwar war er katholisch geworden; aber er hat 1598 das *Edikt von Nantes* erlassen, das den Hugenotten Glaubensfreiheit und Gleichberechtigung zusicherte. Leider ward er 1610 ermordet.

Die *Niederlande* standen damals unter der Herrschaft der Spanier. Karl V. war Herr der Niederlande und hat dort, wo er, anders als in Deutschland, Alleinherr war, den evangelischen Glauben von Anfang an blutig verfolgt und Scharen von Protestanten hinrichten lassen. Noch schlimmer ging's unter seinem Sohne Philipp II. Er schickte den Herzog von Alba als Statthalter hin; dieser rühmte sich später, er habe in sechs Jahren 18 000 Menschen hinrichten lassen. Infolge dieser Schreckensherrschaft entstand ein furchtbarer Aufstand, der gegen vierzig Jahre dauerte. Endlich mußten die Spanier die nördlichen Provinzen, das heutige Holland, fahren lassen; sie hatten sich die politische und religiöse Freiheit erkämpft. Das bekannte Lied: „Wir treten zum Beten“ mit seinem Schrei zu Gott: „Herr, mach uns frei!“ stammt aus jenen Kämpfen. Dagegen blieben die südlichen Provinzen, das heutige Belgien, in der Hand der Spanier. Daher ist Belgien bis zum heutigen Tag ganz katholisch, Holland aber meist protestantisch.

In *Schottland* hat ein Schüler Calvins, John Knox, das ganze Volk zum Abfall von der alten Kirche gebracht, obschon die Königin Maria Stuart ganz am alten Glauben hing. Auch hier entstanden Bürgerkriege, und Maria Stuart mußte fliehen. Das ganze Volk wurde protestantisch.

In *England* hat Heinrich VIII. — übrigens ein Mann voll Ungerechtigkeit und Grausamkeit — die Kirche vom Papst losgerissen, aber sie ganz katholisch gelassen. Erst unter Eduard VI., dann unter Heinrichs Tochter Elisabeth hat eine Wendung zum entschieden evangelischen Glauben hin stattgefunden. Maria Stuart, die zu Elisabeth geflohen war, hat diese hinrichten lassen, weil sie in ihr eine Thronbewerberin fürchtete. Nun begann Philipp II. eine große Unternehmung gegen England, um

dies Land mit seiner keizerlichen Königin zu demütigen. Er sandte eine Flotte, so gewaltig, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte; das war die große Armada. Aber an der Küste von England, Holland, Schottland und Irland ward sie theils vom Sturm zerstreut theils von englischen Schiffen in den Grund gebohrt (1588).

Von dieser Zeit an hat England einen mächtigen Aufschwung genommen. Die Engländer sind vom 15. Jahrhundert an in die Reihe der seefahrenden Völker eingetreten, und im 16. Jahrhundert wurden sie gefährliche Mitbewerber der andern, vor allem der Spanier. Diese hatten ihre Seemacht zu schmachtvoller Unterdrückung und Ausrottung der Völker der neuen Welt ausgenützt. — Von der Niederlage der großen Armada an ging's abwärts mit ihrer Weltherrschaft, und nach und nach traten die Engländer an ihre Stelle. Das war für jene Zeit ein Glück; denn sie haben den Völkern doch mehr Freiheit gebracht und Besseres geleistet als die Spanier. Allein später wurden sie noch schlimmere Tyrannen als die Spanier, haben jedes europäische Volk, das ihnen zur See zu mächtig zu werden drohte, niedergeschlagen und wollen in ihrem unersättlichen Durst nach Gold und Macht die ganze Welt unterjochen.

Die Reformierten haben überall in die Politik eingegriffen und, wenn es nottat, auch zum Schwert gegriffen. Dagegen hat Luther immer die Sache Gottes frei von der Politik halten wollen; und seine Anhänger machten's auch so, so lange es irgend möglich war.

2. Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Dreißigjährigen Krieg.

Die katholische Kirche hatte eine ungeheure Einbuße erlitten: der größte Teil Deutschlands, selbst Bayern und Osterreich, war ihr verloren gegangen, ganz abgesehen von den Verlusten in andern Ländern. Neun Zehntel von ganz Deutschland mit Einschluß Osterreichs hingen dem neuen Glauben an.

Wir können uns wohl denken, daß die Kirche darauf aus war, das Verlorene wieder zu gewinnen. Es kamen jetzt andere Päpste, nicht mehr weltlich gesinnt wie die früheren, sondern voll Eifers für die große Sache der Kirche. Um den Schäden der Kirche abzuhefen, ward eine allgemeine Kirchenversammlung in Trient gehalten. Die Protestanten erschienen nicht; sie wußten, daß es keinen Wert gehabt hätte. Die Versammlung war meist von französischen, italienischen und spanischen Bischöfen besucht. Im ganzen wurde die alte Lehre und Verfassung der Kirche be-

festigt. Grobe Mißbräuche — z. B. die Ämterhäufung — wurden abgestellt.

Den Plänen des Papsttums auf Wiederherstellung der alten Kirche, hatte sich jetzt eine *Hilfsstruppe* zur Verfügung gestellt. Das war die Gesellschaft Jesu, gewöhnlich *Jesuiten* genannt. Sie ward gegründet von einem früheren spanischen Offizier, Ignatius von Loyola. Er kam auf den Gedanken, eine Gesellschaft zu gründen zur Bekämpfung der Ketzerei. Er sammelte etliche gleichgesinnte Genossen um sich und stellte sich mit ihnen dem Papste zur unbedingten Verfügung. Da er als Offizier wohl wußte, wie viel der Gehorsam gegen die Vorgesetzten wert ist, so hat er solchen Gehorsam von sämtlichen Gliedern seiner Gesellschaft oder seines Ordens verlangt. Das oberste Haupt des Ordens führte auch den Titel *General*. Der Gründer Loyola war ein Mann von großer Klugheit und großer Willenskraft, seinem großen Ziele mit schwärmerischem Eifer ergeben; zur Erreichung seines Zieles schien ihm jedes Mittel erlaubt zu sein wie im Kriege.

„Das ist kein Mönch, im Müßiggang erschlaft,
Er hat des Kriegers Zucht und Willenskraft.“ (E. F. Meyer.)

Die Kenntnis der Menschen und die Behandlung der Menschen hat der Orden, der sich bald sehr vermehrte, zu einer wirklichen Kunst erhoben; bei jedem Mitglied wurde gerade die Gabe besonders ausgebildet, die ihm eigen war. Wer gute Lehrgabe hatte, wurde zum Lehrer ausgebildet; wer Rednergabe hatte, zum Redner. Verstand einer klug und gewandt mit den Menschen zu reden, so bildete man diese Fähigkeit weiter aus und sandte ihn später als Beichtvater an einen Fürstenhof usw. Wer in den Orden eintrat, sagte sich damit völlig los von Heimat, Vaterland, Vaterhaus, Eltern und Geschwistern; er sollte alle Kraft und alle seine Kenntnisse in den Dienst des einen großen Zwecks, der Ausbreitung der Kirche und der Bekämpfung der Ketzerei stellen.

Eine solche Hilfsstruppe war dem Papste hochwillkommen; mit ihrer Hilfe konnte er hoffen, das verlorene Gebiet wieder zu gewinnen. Die Jesuiten haben sich bald in Deutschland niedergelassen. Hauptsächlich hatten sie es auf die Adeligen, überhaupt die höheren Stände abgesehen. An katholischen Fürstenhöfen suchten sie Fürst und Fürstin im Beichtstuhl in die Hand zu bekommen und die Kindererziehung zu leiten, um an ihnen später gefügige Werkzeuge zu bekommen. Auch an evangelischen Fürstenhöfen fanden diese klugen, geschmeidigen Leute Eingang und suchten die Familien zum alten Glauben zu bekehren. Das gelang ihnen da und dort: im jetzigen Württemberg bei den Grafen von Hohenlohe-Bartenstein, Schillingsfürst, Waldenburg u. a. Von jedem Fürsten ver-

langten sie, daß er seine evangelischen Untertanen wieder der alten Kirche zuführe; helfe gar nichts anderes, so dürfe man auch Gewalt anwenden. So entstand die *Gegenreformation*.

Da war's ein Unglück, daß die Protestanten sich nicht einigen konnten. Nach dem Tode Luthers war eine Menge von *Lehrstreitigkeiten* entstanden. Vor allem konnten sich Lutheraner und Reformierte nicht miteinander vertragen. Schon drohte früher oder später ein bewaffneter Zusammenstoß. Die evangelischen Fürsten hätten die Möglichkeit gehabt sich der Gewalt zu bemächtigen und überall die Reformation vollends durchzuführen. Dazu konnten sie sich nicht entschließen, weil sie es nicht für recht hielten, wenn man um des Glaubens willen zum Schwert greife, es sei denn zur Verteidigung. Aber wie nun die Gegenreformation weiter vordrang, sahen sie, daß wenigstens ein Bündnis zur Verteidigung nötig sei. So schlossen 1608 die Fürsten von Württemberg, Baden-Durlach, Pfalz-Neuburg, die fränkischen Markgrafen und der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich IV., einen Bund miteinander: die *Union*. Der Kurfürst war zwar reformiert; allein die gemeinsame Gefahr führte Lutheraner und Reformierte diesmal zusammen. Bald traten noch weitere Reichsstände bei. Darauf schloß Herzog Maximilian von Bayern, ein sehr tüchtiger Fürst und überzeugter Anhänger der alten Kirche, mit den rheinischen Kurfürsten und etlichen Bischöfen in Oberdeutschland gleichfalls einen Bund, die *Liga*.

Schon standen sich die beiden Parteien bewaffnet gegenüber: Deutschland gleich einem vollen Pulverfaß; ein einziger Funke konnte eine furchtbare Entladung herbeiführen.

3. Der Dreißigjährige Krieg.

Der Funke flog in Böhmen, das damals zu Österreich gehörte. In Österreich war zwar das Herrscherhaus katholisch geblieben, aber das Volk war zum größten Teil evangelisch geworden. Vor allem in Böhmen; denn den Böhmen steckte immer noch der *Husitismus* in Fleisch und Blut. Die österreichischen Herrscher waren den Evangelischen entweder günstig gesinnt — so Maximilian II. — oder hatten sie sie gewähren lassen wie Rudolf II. Dieser hat ihnen im *Majestätbrief* Duldung und freie Religionsübung zugesichert. Auch sein Bruder und Nachfolger Matthias ließ ihnen Freiheit. Aber die österreichischen Erblande waren geteilt und in einem derselben, Steiermark, regierte Erzherzog Ferdinand, schon zu Lebzeiten Matthias' zum künftigen Böhmenkönig gewählt. Er war ein Jesuitenzögling; kein bedeutender Mann,

aber um so mehr hatten ihn die Jesuiten in der Hand. Er hat sich von ihnen den festen Vorsatz einprägen lassen: sobald er zur Regierung komme, die Kezerei in seinen Landen auszurotten. In Steiermark hat er beim Regierungsantritt sofort seinen Untertanen die Ausübung des evangelischen Glaubens verboten und die Rückkehr zur alten Kirche verlangt. Widerspenstige trieb er aus oder strafte sie an Leib und Leben; denn er wollte lieber über eine Wüste herrschen als über ein Land voll Kezer. In Böhmen hatte er schon bei seiner Wahl den Majestätsbrief bestätigen und Duldung zusagen müssen. Trotzdem wurden die Evangelischen in Ausübung ihres Gottesdienstes oft gehindert. Eine Kirche in Braunau wurde geschlossen, eine andere in Klostergrab weggerissen. Das erbitterte die Böhmen, und eines Tages stürmte ein Haufe böhmischer Adelige, voran Graf Thurn, aufs Schloß in Prag, um dem Statthalter zu sagen, daß es so nicht weitergehen dürfe. Da die Räte des Statthalters nicht gleich eine entgegenkommende Antwort gaben, so warfen sie zwei zum Fenster hinaus. Die Böhmen erhoben die Fahne des Aufruhrs.

Der böhmisch-pfälzische Krieg.

„Schweig mir von diesem Tag! Es war der drei und zwanzigste des Mai, da man eintausend sechshundert schrieb und achtzehn. Ist mir's doch, als wär' es heut, und mit dem Unglückstag fing's an, das große Herzeleid des Landes. Seit diesem Tag, es sind jetzt 16 Jahr, Ist nicht mehr Fried gewesen auf der Erden.“

So läßt Schiller im Wallenstein einen Kellermeister sagen. Die Böhmen rüsteten, der Kaiser ebenfalls. Am 20. März 1619 starb Matthias. Sein Nachfolger in den österreichischen Erblanden wurde Ferdinand; gleich darauf hat man ihn auch in Frankfurt zum Kaiser gewählt. Die Böhmen aber wählten jetzt den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zum König. Er kam nach Prag; aber die Union unterstützte ihn, den Reformierten, nicht. Auf katholischer Seite dagegen war fester Zusammenhalt: der Führer der Liga, Herzog Max von Bayern, trat sofort auf seiten des Kaisers. Der alte Gegensatz zwischen Bayern und Österreich verschwand; wo es sich um die Kirche handelte, hielten sie fest zusammen. Herzog Max hatte ein tüchtiges Heer und einen ganz hervorragenden Feldherrn: Tilly. Dazu schlossen sich die Habsburger in Spanien sogleich an Österreich und die Liga an. Friedrich aber war kein Held; er hielt mehr aufs Feste feiern als aufs Regieren und Kriegsführen. Am 8. November 1620 wurde sein Heer am **Weißen Berg** bei Prag

gänzlich geschlagen. Er mußte fliehen, als „Winterkönig“ verspottet. In sein Heimatland, die Pfalz, waren mittlerweile die Spanier eingefallen. So irrte er heimatlos umher und fand endlich eine Zuflucht bei seinem Schwiegervater, dem König von England. Der Markgraf von Baden-Durlach wehrte sich für die Pfalz; allein er ward am 6. Mai 1622 zwischen Wimpfen und Untereisesheim von Tilly geschlagen; die Pfalz blieb in den Händen der Liga und der Spanier.

Über Böhmen erging ein furchtbares Strafgericht. Viele der aufständischen Adelligen wurden hingerichtet, ihre Güter an die Anhänger des Kaisers entweder verschenkt oder um einen Spottpreis hergegeben. Im Land ward mit Feuer und Schwert der katholische Glaube eingeführt. Das schürte erst recht den Haß zwischen Deutschen und Tschechen. Auch in der Pfalz wurde mit allem Nachdruck der evangelische Glaube unterdrückt; die Kurwürde des Pfälzers samt seinem Lande erhielt Herzog Max.

Der erste Abschnitt des Kriegs war rasch zu Ende gegangen; er hatte mit einem vollen Sieg der Liga geendigt. Aber der Krieg zog jetzt weitere Kreise.

Der dänische Krieg.

Zwei verwegene Führer führten den Krieg weiter: der Graf von Mansfeld und der Herzog von Braunschweig, der „tolle Christian“ genannt. Durch beide wurde der Krieg nach dem Norden gezogen. Tilly trieb den „tollen Christian“ nach Hessen, nach Westfalen. Da griff König Christian von Dänemark in den Krieg ein. Er fürchtete für seine eigene Stellung im Norden; denn er strebte von Holstein aus an der Weser und Elbe Fuß zu fassen und so auch an der Nordsee Einfluß zu gewinnen. Er war auch Kriegsoberster des niedersächsischen Kreises. Allein von den deutschen Fürsten im Stiche gelassen, unterlag er bei Lutter am Barenberge der Kriegskunst Tillys.

Daß die Liga mit ihrem Führer Max von Bayern und dessen Feldherrn Tilly bisher allein die Siege erfochten hatte, erregte dem Kaiser Ferdinand Bedenken. Er fürchtete den zunehmenden Einfluß dieses ihm ohnehin an Verstand und Tatkraft weit überlegenen Mannes. Er mußte auch ein Heer haben. So wandte er sich an einen böhmischen Adelligen, Albrecht von Wallenstein. Dieser war ursprünglich Protestant gewesen, aber katholisch geworden, weil er so sein Glück besser machen konnte. Bei dem Strafgericht über Böhmen hatte er sich ungeheuer bereichert. Eines seiner vielen Güter war Friedland, und der Kaiser erhob seinen ganzen Besitz zum Reichsfürstentum. Er war ein Mann von brennendem Ehrgeiz und großer Tatkraft; auch als Kriegsoberster hatte er einen Ruf. Das war der rechte Mann für den Kaiser. Er konnte für

Werbung eines Heeres auch das Geld vorschießen. So ließ Wallenstein überall die Werbetrommel rühren, und Abenteurer aus aller Herren Länder strömten zu seinen Fahnen. Bald hatte er ein Heer beisammen, stärker als das der Liga. Schon bei Lutter hatten Teile seines Heeres mitgekämpft — und nun verfolgten seine Truppen das dänische Heer nach Schleswig-Holstein. Schon wollte er nach Dänemark übersetzen; allein die Städte an der Nord- und Ostsee versagten sich ihm. Stralsund



Im Dreißigjährigen Krieg.

hat er vergeblich belagert. Sonst aber wurde er Herr an der Ostsee; der Kaiser machte ihn zum Herzog von Friedland, und er nannte sich „des Ozeans und des Baltischen Meeres General“.

Überall waren die katholischen Mächte siegreich. Der Kaiser konnte jetzt — 1629 — das *R e s t i t u t i o n s e d i k t* (Wiederherstellungserlaß) erlassen. Darin ward der Augsburger Religionsfrieden umgeworfen. Die Calvinisten waren wie bisher von ihm ausgeschlossen. Alle geistlichen Gebiete seit dem Passauer Vertrag sollten wieder zum alten Glauben zurückgeführt werden, und das gleiche Recht sollte jeder geistliche Fürst gegenüber seinen Untertanen haben.

Aber der Kaiser mußte auch ein Opfer bringen. Wallenstein war überall so gewalttätig aufgetreten, hatte überall so viel Geld und Lebens-

mittel erpreßt, daß nicht bloß evangelische, sondern auch katholische Fürsten über ihn empört waren; am meisten der Kurfürst von Bayern. Dieser verlangte von Ferdinand entschieden seine Entlassung. Wallenstein ward entlassen und zog sich grollend auf seine Güter zurück. Um diesen Preis, hoffte der Kaiser, werden ihn die katholischen Fürsten bei der Durchführung des Restitutionsedikts unterstützen. Nun war die Gefahr groß, und dem evangelischen Glauben drohte die Ausrottung.

In Deutschland war kein Retter. Die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, bisher neutral, waren schwache Männer und sahen nicht hinaus über den Nutzen ihrer Ländchen.

Der schwedische Krieg.

Der Retter war Gustav Adolf, der Schwedenkönig. Schweden war damals ein unbedeutendes Land mit geringer Bevölkerung. Ein großer Teil des heutigen Schwedens gehörte zu Norwegen; dieses aber war dänisch. Dagegen gehörte Finnland und Estland dazu. Aber mit diesen beiden Ländern zählte Schweden nur eine Million Einwohner.

Gustav Adolf war schon in seinem siebzehnten Jahr zur Regierung gekommen. Er hatte von seinem Vater einen Krieg mit dem in der Ostsee allmächtigen Dänemark überkommen, den er rasch durch einen für ihn nachteiligen Frieden beendigte. Durch einen Krieg mit dem noch schwachen Rußland gewann er Ingermanland und damit die Herrschaft am Finnischen Meerbusen. Am schwersten war die kriegerische Verwicklung mit Polen. Dort war ein Better von ihm, der katholische Sigismund, König. Dieser trachtete nach dem schwedischen Königsthron. So sah sich Gustav Adolf auch mit ihm in einen langwierigen Krieg verwickelt, der in Livland und Kurland bis herüber zur Weichsel geführt wurde. Sein Heer war kein Söldnerheer. Es bestand vielmehr in Schweden eine Art allgemeiner Wehrpflicht: es waren schwedische Bauern, die in Gustav Adolfs Heer kämpften. Sie waren trefflich eingeübt und bewaffnet und gingen durchs Feuer für ihren jungen König.

Wer ihn aber für einen bloßen Eroberer halten wollte, würde sich schwer täuschen. Er hat sein Schwedenvolk in jeder Hinsicht emporgehoben: Bildung, Rechtsprechung, Handel, Gewerbe, Schifffahrt — alles hat er gefördert. Dazu war er ein Mann von aufrichtiger Frömmigkeit. Er sah schon lange, welche Gefahr dem evangelischen Glauben drohte. Längst suchte er ein Bündnis der protestantischen Fürsten zusammenzubringen. Einen um den andern ermahnte er eindringlich, doch ein Heer aufzustellen. Aber er hatte tauben Ohren gepredigt; die deutschen Fürsten waren zu kurzfristig und zu schwach. Als aber Tilly und Wallen-

stein an der Ostsee Fuß faßten, wurde die Gefahr für ihn selber groß. Nun handelte es sich auch noch um die Zukunft seines eigenen Landes. Denn er wußte: die Heere des Kaisers werden an der Ostsee nicht halt machen. So entschloß er sich zum Krieg ohne die deutschen Fürsten.

Das Heer, mit dem er in Usedom landete, war nur 15 000 Mann stark; die Heere des Kaisers und der Liga waren wohl dreimal so groß. Aber es waren keine wilden, wüsten Abenteurer wie die andern, die ums Geld fochten; sondern es waren schwedische und finnische Bauern, die für ihren Glauben, ihr Vaterland und ihren König kämpften. Was war aber dieser König auch für ein Mann! Eines Hauptes länger als alles Volk, groß und stattlich, mit blondem Haar und Bart und blizenden blauen Augen. Im Dienst war er streng. Er ließ dem Soldaten nichts hingehen: kein Morden und Rauben und Plündern, keine Unzucht. Aber er sorgte für sie wie ein Vater. Und streng war er vor allem gegen sich selbst. Er scheute keine Arbeit und keine Gefahr. Wie oft hatte er sich an der Spitze seiner Reiter dem Feinde entgegengestürzt, der Todesgefahr nicht achtend. Für solche Führer tut der Soldat alles.

Gustav Adolf hatte gehofft, an seinem Schwager, dem Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, einen Bundesgenossen zu finden. Aber das war ein schwacher, unentschlossener Mann, der meinte, Neutralität sei das beste. Ebenso dachte der Kurfürst von Sachsen. So verlor Gustav Adolf viel Zeit durch Verhandeln. Inzwischen belagerte Tilly Magdeburg. Gustav Adolf konnte der Stadt nur einen Kommandanten schicken, sonst keine Hilfe bringen. So ward die Stadt erstürmt. Schrecklich hausten Tillys Scharen mit Mord und Brand in Magdeburg; die ganze Stadt ward niedergebrannt. — Die Brandsackel Magdeburgs steckte auch den beiden Kurfürsten ein Licht auf über die Gefahr, in der sie sich befanden. Nun schlossen sie sich dem Schwedenkönig an. Gustav Adolf zog durch Brandenburg und Sachsen und stieß bei Breitenfeld in der Nähe von Leipzig auf Tilly. Der ergrante Heerführer fand hier seinen Meister: Tillys Heer ward bis zur Vernichtung geschlagen und stob in wilder Flucht auseinander. Mit dieser e i n e n Schlacht war das Übergewicht der katholischen Partei gebrochen. Der Sieger zog durch Thüringen, an den Rhein, nach Nürnberg, überall von den Protestanten mit Jubel empfangen. Dann in das Land seines Hauptfeindes, des Kurfürsten von Bayern. Tilly, der inzwischen sein Heer wieder gesammelt und verstärkt hatte, ward am Lech abermals geschlagen und verlor das Leben. Gustav Adolf zog in München ein, das der Kurfürst hatte räumen müssen.

Es war ein beispielloser Siegeszug. Wenn Gustav Adolf schon in München war, konnte er dann nicht auch nach Wien vordringen? Der

Kaiser war in großer Not. Er wandte sich an Wallenstein. Dieser ließ sich lange bitten. Endlich sagte er zu, aber unter Bedingungen, die ihn tatsächlich zum Herrn machten. Die Ernennung sämtlicher Generale und Offiziere ward ihm zugestanden. Mit den Feinden sollte er Verhandlungen anknüpfen, ja über Krieg und Frieden entscheiden dürfen. So war tatsächlich Wallenstein Herr im Heere. Er schickte wieder seine Werber aus, und da zeigte sich der alte Zauber seines Namens. Haufenweise strömten ihm die wilden Gesellen aus allen europäischen Ländern zu: Deutsche, Tschechen, Polen, Kroaten, Wallonen, Blamen, Italiener, Spanier, Engländer, Schotten, Iren usw. Es war eine buntscheckige Gesellschaft, nur zusammengehalten durch die Person des Feldherrn und durch die Hoffnung auf ein leichtes, lockeres Leben und auf reiche Beute.

Mit diesem Heere zog Wallenstein in die Gegend von Nürnberg und bezog auf der alten Feste bei Nürnberg ein befestigtes Lager. Gustav Adolf wandte sich gegen ihn. Lange lagen sie einander gegenüber; es war eine Art Stellungskrieg. Angriffe des Königs führten zu keinem Ziel; er mußte endlich vom Angriff ablassen. Wallenstein wandte sich nach Sachsen, um dies Land in seine Gewalt zu bekommen. Der Kurfürst wandte sich an Gustav Adolf um Hilfe; dieser eilte herbei, und die Gegner trafen sich in der Leipziger Gegend, bei Lützen. Mit furchtbarer Erbitterung ward gestritten. Der König, der sich nie schonte, stürmte an der Spitze eines Reiterregiments gegen den Feind. Da geriet er mitten unter feindliche Reiter; ein paar Schüsse trafen ihn, er verlor sein Leben. Die Schlacht ward schließlich von den Schweden gewonnen; aber ihr Verlust war unermeslich. Das war am 16. November 1632.

Der Tod des Schwedenkönigs machte dem Kriege kein Ende. Wohl hinterließ er nur eine minderjährige Tochter. Aber die Regierung ward weitergeführt von dem Kanzler Axel Oxenstierna, einem ganz hervorragenden Staatsmann. An die Spitze des schwedischen Heeres aber trat ein deutscher Fürst, der Herzog Bernhard von Weimar.

Wallenstein hat in der nächsten Zeit nicht viel getan. Die Schweden besetzten Bamberg, Würzburg, Regensburg, der Weg nach Wien stand offen — Wallenstein rührte sich nicht, sondern blieb in Böhmen. Dem Kaiser war er längst zu mächtig geworden; jetzt hatte man den Verdacht, daß er insgeheim mit den Schweden unterhandle, um den Frieden herbeizuführen. Genauer ist darüber nicht bekannt. Aber der Kaiser mußte sich jetzt um jeden Preis des unbequemen Heerführers entledigen. Und so wurde Wallenstein im Februar 1634 in Eger ermordet. Schiller hat uns in seinem Trauerspiel die Person, das Schicksal und die Umgebung Wallensteins ganz wunderbar gezeichnet.

Im selben Jahre noch erlitten die Schweden eine furchtbare Nieder-

lage bei Nördlingen. Das schwedische Heer floh durch Württemberg hindurch an den Rhein, verfolgt von den siegreichen Kaiserlichen. Da hat Württemberg Tage schrecklichster Heimsuchung gesehen.

Der schwedisch-französische Krieg.

Nun hatte der Kaiser wieder die Oberhand. Brandenburg, Sachsen und einige andere evangelische Stände schlossen mit ihm im Jahre 1635 den *P r a g e r F r i e d e n*. — Aber nun trat eine weitere Macht in den Krieg ein: Frankreich. Längst hatte der französische Staatsmann Richelieu die Schweden in entscheidender Weise mit Geld unterstützt, obgleich Frankreich eine ganz überwiegend katholische Macht war. Aber es handelte sich in diesem Kriege schon lange nicht mehr um die Religion, sondern nur noch um die *p o l i t i s c h e M a c h t*. Nach dem Nördlinger Sieg aber fürchteten die Franzosen die Übermacht des Kaisers. Schon unter Karl V. war Frankreich mit dem Hause Habsburg im Kampf um die Oberherrschaft in Europa gelegen. Das wiederholte sich jetzt.

So ging der Krieg noch lange vierzehn Jahre fort. Wer soll die Vormacht sein in Europa? Osterreich oder Frankreich mit Schweden? Um das handelte es sich jetzt, und unser armes Deutschland war der Kriegsschauplatz, auf dem dieser Streit der Mächte ausgetragen wurde. Überall, in allen Gegenden Deutschlands, wütete die Kriegesfurie, ohne endgültige Entscheidung. Ganz Deutschland war ein ungeheures Schlachtfeld geworden, auf dem die Völker Europas einander bekämpften. Lange schon waren die Staatsmänner an der Arbeit, um den Frieden zuwege zu bringen. Sie tagten in den westfälischen Städten Münster und Osnabrück; aber es war ein sehr schweres Stück Arbeit. Endlich gelang es: am 24. Oktober 1648 ward der *W e s t f ä l i s c h e F r i e d e* geschlossen.

Die Heere des Dreißigjährigen Krieges.

Von allgemeiner Wehrpflicht war damals keine Rede. Niemand mußte Soldat sein. Kriegsführen war ein Handwerk wie andere. Es gab schon lange vor dem Krieg Leute genug, die sich dazu hergaben. Ebenso gab's Hauptleute, die sich damit abgaben, Soldaten anzuwerben, heranzubilden und anzuführen. Diese verdingten sich und ihre Heerscharen, wenn's Krieg gab, an den Fürsten, der am meisten zahlte. Früher nannte man diese Söldner *L a n d s k n e c h t e*.

Das war im Dreißigjährigen Kriege in noch viel höherem Maße der Fall. Die Fürsten mußten es im Kriegsfall ähnlich machen wie heute ein Privatmann, wenn er ein Haus bauen will. Er vergibt das Ganze an einen Unternehmer, der die Arbeit bestellt, auszahlt, das Bauwesen fertigstellt, aber natürlich dabei auch etwas Tüchtiges verdienen will.

So vergab der Fürst damals das Kriegsführen an einen Unternehmer, der zugleich der Heerführer war. Dieser bestellte die Soldaten und führte das Geschäft aus. Er mußte einen guten Namen als Kriegsmann haben, aber auch vermöglich sein, um etwas ins Geschäft hineinstecken zu können. Ein solcher Unternehmer war Wallenstein. Er vergab wieder das Geschäft an Unterbeamte, die *Obersten*. Diese brachten die Regimenter zusammen und führten sie ihm zu. Es fanden sich hauptsächlich solche Leute ein, die an friedlicher Arbeit keinen Gefallen hatten: Taugenichtse, arbeitscheue Menschen, selbst Verbrecher.

Der Fürst, der den Krieg führte, sollte auch den Sold bezahlen. Es war ausgemacht, wie viel der Mann bekommt, wie viel der Offizier. Die Offiziere hatten sehr hohe Gehälter. Meistens führten die Obersten mehr Soldaten in ihren Regimentslisten als da waren. Ein Regiment hatte etwa auf dem Papier 2500 Mann. In der Tat waren's nur 2000. Der Oberst nahm aber den Sold für 2500 Mann ein und steckte den Rest für die fehlenden 500 in seine Tasche. Außer dem Sold hatte der Mann und der Offizier auch ein Anrecht auf die Beute. Daß bei einer Schlacht die Toten, Verwundeten, Gefangenen ausgeraubt, in einer eroberten Stadt die Häuser ausgeplündert wurden, das verstand sich von selbst. Dazu hatten die Fürsten der damaligen Zeit meist kein Geld, um den Sold regelmäßig zu bezahlen; um so mehr sah sich der Soldat aufs Rauben und Plündern angewiesen. Ferdinand II. steckte immer in Geldnot. Deshalb hatte ihm Wallenstein das erstemal angeboten, er wolle ihm ein Heer stellen, das ihn gar nichts kosten solle. Den Unterhalt des Heeres brachte er auf durch Kontributionen in den vom Krieg betroffenen Ländern; denn er sagte: der Krieg muß den Krieg ernähren.

Der damalige Soldat kämpfte also bloß für Geld und Beute. Wallensteins Heer bestand aus Leuten, die aus ganz Europa zusammengewürfelt waren. Sie kämpften nicht fürs Vaterland, auch nicht für den Glauben; denn Katholiken, Lutheraner, Reformierte waren bunt durcheinander gemischt. Es hieß damals:

„Gewissen hin, Gewissen her,
Ich acht viel mehr die zeitlich Ehr.
Dien nicht um Glauben, dien ums Geld,
Gott geh, wie es geh in jener Welt.“

Und Schiller läßt den schwedischen Hauptmann Wrangel Wallenstein fragen:

„Herr Gott im Himmel! Hat man hierzulande
Denn keine Heimat, keinen Herd und Kirche?“

Darauf antwortet Wallenstein:

„Ich will Euch sagen, wie das zugeht. — Ja,
Der Österreicher hat ein Vaterland
Und liebt's und hat auch Ursach es zu lieben.
Doch dieses Heer, das kaiserlich sich nennt,
Das hier in Böhmen hauset, das hat keins.
Das ist der Auswurf fremder Länder, ist
Der aufgegebene Teil des Volks, dem nichts
Gehöret als die allgemeine Sonne.“

Solche Soldaten nahmen es nicht schwer von einer Partei zur andern überzulaufen.

Eine Ausnahme machte anfangs das Heer Gustav Adolfs, das aus schwedischen und finnischen Bauern bestand, die für Vaterland und Glauben kämpften und in guter Ordnung gehalten wurden. Später kam's auch da anders. Schon der König sah sich genötigt zur Verstärkung seines Heeres in Deutschland Soldaten anwerben zu lassen. Die waren schwer in Ordnung zu halten. Nach seinem Tode vollends ging es mit der Zucht und Ordnung reißend bergab und das schwedische Heer unterschied sich in nichts mehr von dem kaiserlichen.

Die kleinste Einheit, aus der sich ein Heer zusammensetzte, war das *Fähnlein*, entsprechend unserer Kompanie. Das ward befehligt vom *Hauptmann*, der seinen Stellvertreter hatte (lateinisch *locumtenens*, italienisch *locotenente*, französisch *lieutenant*; daher unser Leutnant). Über drei oder vier Fähnlein ward nun wieder ein *größerer* (lateinisch *major*) Hauptmann gesetzt: der Major. Zehn oder zwölf Fähnlein bildeten das *Regiment*, das stets unter dem Befehl des *obersten Hauptmanns*, des *Obersts* stand, der seinen Stellvertreter im Oberstleutnant hatte. Mehrere Regimenter zusammen mußten wieder einen höheren Befehlshaber über sich haben: den *Generalhauptmann* oder *General*. Der höchste aber war der *Generalissimus*.

Bei den Landsknechten war die Hauptwaffe der vier bis fünf Meter lange Spieß gewesen. Auch im Dreißigjährigen Krieg gab's noch Soldaten, die den Spieß oder die Pike trugen; das waren die *Pikier*. Aber viel wichtiger waren jetzt die Handfeuerwaffen. Die meisten trugen das schwere Gewehr, die *Muskete*; daher *Musketier*. Aber ein Gewehr zu laden und abzufeuern war eine schwierige Sache. Der Musketier hatte einen Haufen Pulverkapseln an der Brust hängen; in jeder befand sich die Ladung für einen Schuß.

Ferner eine Kugeltasche, ein Pulverhorn mit feinem Pulver („Kraut und Lot“) und eine Luntensbüchse. Dazu trug er eine unten zugespitzte Gabel. Sie wurde in den Boden gestoßen, um die Muskete darauf zu legen; freihändig mit der schweren Muskete zu schießen war unmöglich. Dann schüttete er aus der Pulverkapsel die Ladung zum Lauf hinein, schob aus der Kugeltasche eine Bleikugel hintennach und stieß sie mit dem hölzernen Ladstock hinunter. Nun legte er die Muskete auf, schüttete aus dem Pulverhorn Pulver auf die Pfanne, zog aus der Luntensbüchse eine Lunte heraus, zündete sie mit Stahl und Stein an und hielt sie an das Pulver; dann ging der Schuß los. Aber wie wenig sicher konnte man da zielen! Andere Soldaten hatten ein leichteres, kürzeres Handrohr: die Arkebuse, französisch fusil. Das waren die Arkebusiere oder Füsiliere. — Unter den Reitern führten manche die Lanze: die Lanziers. Die meisten aber trugen den Kürass zum Schutze, einen Helm und ein wuchtiges Schwert, dazu das Faustrohr, die Pistole. Das waren die Kürassiere. Aus Ungarn herüber kamen leichte Reiter mit verschnürten Röcken nach dortiger Sitte: die Husaren. Endlich hatte man Soldaten, die ebenso wohl zu Fuß wie zu Pferd fechten konnten: die Dragoner.

Uniformen gab's noch nicht. Meist konnte man Freund oder Feind nur an der andersfarbigen Feldbinde unterscheiden. Die Heere jener Zeit waren von einem ungeheuren Troß begleitet. Denn die meisten Soldaten führten eine Frau oder Dirne, auch Kinder mit sich. Die Offiziere hielten sich ihre Rossbuben, halbgewachsene Burschen, meist Taugenichtse und Schlingel erster Güte. Beim Troß befanden sich auch die invaliden und kampfunfähigen Soldaten. Ein Regiment zu Fuß hatte höchstens 3000 kampffähige Soldaten, aber mindestens 4000 Invaliden, Weiber, Kinder und Buben. Gegen Ende des Kriegs wurde das immer schlimmer. Es wird uns von einem Heere berichtet, das nur 30 000 Kämpfer, aber 140 000 andere Personen zählte. Dieser Troß war eine furchtbare Landplage, viel schlimmer als die kämpfenden Truppen. Die Heere haben gar übel gehaust. Offiziere und Soldaten waren Räuber- und Mörderbanden im Großen. Schon am Anfang des Kriegs befand sich Deutschland in einem wirtschaftlichen Niedergang. Die Entdeckung von Amerika war wirksam geworden; Spanien und Portugal, später England waren die Handel treibenden und Geld verdienenden Länder geworden; Deutschland war mehr und mehr verarmt. Um so härter mußte der Krieg Land und Leute treffen. Die Soldaten hielten Deutschland immer noch für so wohlhabend wie früher. So spürten sie eifrig nach wirklichen oder vermeintlichen Schätzen. Sie wandten alle erdenklichen Qualen an, um die Leute zur Her-

ausgabe ihrer Schätze zu nötigen. So wird z. B. aus Schmalkalden vom Jahr 1631 berichtet: „Indessen rückten den 29. Juni ein Trupp kaiserlicher Völker unter Oberst Coloredo von Salzungen im Dorf Drusen ein, welche gar übel gehauset. Denn außer der Plünderung dieses Orts und der umliegenden, schlugen sie die Leute nicht nur heftig, sondern spannten sie auch in den Vock, henkten sie auf, steckten sie in die Backöfen, die sie anzündeten. Man band ihnen die Finger zusammen und zog durch selbige die Ladestecken von den Feuerröhren so lang hin und wider, bis durch die Hitze und Bewegung tiefe Löcher in die Finger gebrannt wurden. Den kleinen Kindern taten sie glühende Kohlen in den Mund, durchstreiften die Wälder und trieben sowohl die versteckten Menschen als das Wildbrät auf das flache Feld, daß auch die Vögel auf den Bäumen sich kaum behalten noch jemand auf den höchsten Bergen sicher sein können.“ Durch ganz besondere Roheit und Grausamkeit haben sich unter den Kaiserlichen die *Kroaten*, Reiter mit roten Mänteln, daher auch *Rotmäntel* genannt, ausgezeichnet.

Württemberg hat von Kriegsbeginn an sein redlich Teil an der Kriegsnot tragen müssen. Durch das Land führten zwei wichtige Heerstraßen, durchs *Rems* und durchs *Neckar* und *Filstal*. So hatte das Land schon von Anfang an unter Truppendurchzügen nach *Böhmen* viel zu leiden. Nach der Schlacht bei *Wimpfen* wurde die *Heilbronner* Gegend schwer betroffen. *Prinz Magnus*, der Bruder des *württembergischen* Herzogs *Johann Friedrich*, fiel in der Schlacht. Von da an suchte der Kaiser die geistlichen Güter, die in der Reformation eingezogen waren, vor allem die Klöster in seine Gewalt zu bekommen und vom Herzogtum wegzureißen. Zu dem Ende legte *Wallenstein* seine zügellosen Scharen in das Herzogtum, und nach dem *Restitutions* edikt wurde der dritte Teil des Landes weggerissen. *Gustav Adolfs* Eingreifen brachte für Land und Volk Erleichterung. Aber nach der *Nördlinger* Schlacht kam furchtbarstes Elend über das Land. Durch *Württemberg* hindurch wälzte sich das geschlagene Heer gegen *Schwarzwald* und *Rhein* hin, ihm nach die siegreichen Kaiserlichen. Wie viel Städte und Dörfer sind damals in Flammen aufgegangen: *Siengen*, *Kalen*, *Waiblingen*, *Kirchheim*, *Böblingen*, *Vesigheim*, *Calw*. Wie viele Einwohner sind unter ausgesuchten Qualen eines jämmerlichen Todes gestorben! Und was das Schwert verschont hatte, das fraß die *Pest*. Schon im Jahr 1626 hatte sie übel gehaust. Damals starben in *Fellbach*, einer Gemeinde mit kaum über 2000 Einwohnern, in einem Jahr 536 Personen, in *Bittensfeld* gar von nur 1000 Einwohnern 572! Im Jahr 1635 kam's noch schlimmer. Da starben in *Ulm* 15 000, in *Eßlingen* 8000 Personen. Das ganze Land fiel damals in die Hand

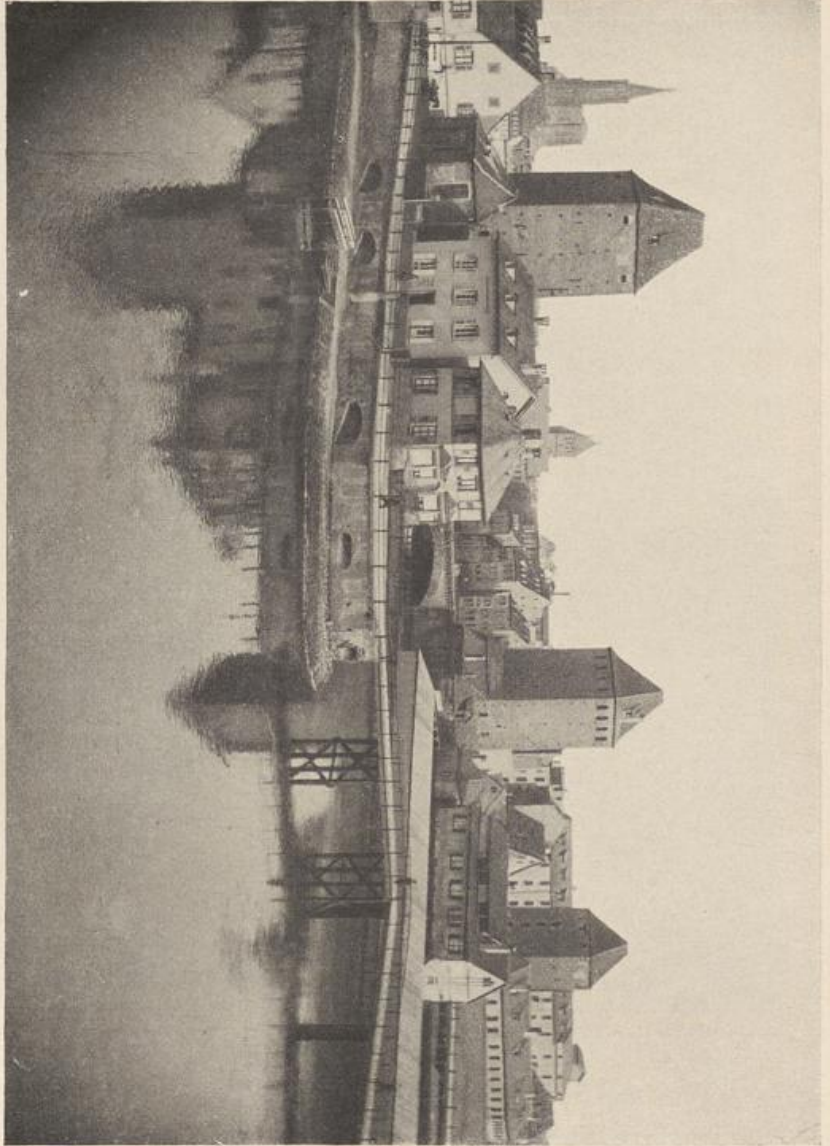
des Feindes. Herzog Eberhard III., ein noch junger Mann, floh nach Straßburg. Alle festen Plätze im Lande fielen in Feindeshand. Nur einer hielt sich. Das war der Hohentwiel. Dort kommandierte Konrad W i d e r h o l d, ein Mann, der aus Hessen stammte und sich vom Unteroffizier zum Obersten und Festungskommandanten heraufgearbeitet hatte. Nicht weniger als sechsmal ward seine Feste belagert; aber er hat sie gehalten. Der Herzog selbst befahl ihm endlich sie zu übergeben; aber er weigerte sich, weil er beim Dienstantritt gelobt hatte, sie bis zum letzten Blutstropfen zu halten. An ihn erinnert sein Grabdenkmal an der Kirche zu Kirchheim u. L. Als die Franzosen in den Krieg eintraten, kam Eberhard wohl wieder in den Besitz seines Landes; allein nun hatte das Land von den Franzosen zu leiden, die weder Freund noch Feind schonten. Der Krieg hat sich in dieser Zeit vielfach im Süden abgespielt. 1643 wurde bei Tuttlingen, 1645 bei Herbsthausen bei Mergentheim eine Schlacht geschlagen; beidemale erlitten die Franzosen eine Niederlage.

Es ist wohl keine Gemeinde in unserem Lande, in der nicht eine Kunde aus jener Zeit vorhanden wäre. Meist haben die Pfarrer die traurigen Ereignisse in ihre Kirchenbücher eingetragen. Auf der Ulmer Alb hat ein einfacher Bauer, Johann Heberle, erst in Weidenstetten, dann in Neenstetten, ein Tagebuch aus jener Zeit hinterlassen. Er hat etwa dreißigmal mit seiner Familie, meist nach Ulm, fliehen müssen.

Die lange Dauer des Kriegs hatte mancherlei Ursachen. Fürs erste konnte keine Partei ein großes, schlagfertiges Heer aufstellen, das dem Gegner überlegen gewesen wäre. So zog sich der Krieg endlos hin ohne Entscheidung. Zum andern war Generälen, Offizieren und Soldaten daran gelegen, daß der Krieg nicht aufhörte. Denn im Krieg war der Soldat Herr; aber im Frieden verlor er Ansehen, Verdienst, Beute. Ein furchtbarer Haß der Bauern gegen die Soldaten war während des Kriegs entstanden. Wenn ein Soldat sich allein unter der bauerlichen Bevölkerung zeigte, wurde mit ihm kurzer Prozeß gemacht. So mußte das Heer fürchten: wenn der Friede kommt, ist's um uns geschehen. Jetzt sind wir Herren, dann sind wir Knechte. — Die höchsten Führer hatten ungeheure Reichtümer gesammelt. Der schwedische General Königsmark führte solche Wagenladungen Gold und Silber nach Schweden, daß er seiner Familie ein Jahreseinkommen von 120 000 Talern, d. h. etwa 1 000 000 Goldmark hinterlassen konnte. Und als dem General Wrangel die Nachricht vom Friedensschlusse überbracht wurde, riß er im Zorn seinen Federhut vom Kopfe, warf ihn zu Boden und zerstampfte ihn mit den Füßen; er war noch nicht reich genug geworden. Gegen das Heer aber waren die Regierungen ohnmächtig.



Gustav Adolf
Nach dem Bildnis von van Dyck



Mitt-Strasbourg

Nach dem Krieg.

Nun war Frieden. Aber weite Gegenden Deutschlands waren zur Wüste geworden. Unzählige Städte und Dörfer lagen in Schutt und Asche. Die Äcker lagen wüste und unbebaut da. Unermüdlieh hatten die Bewohner immer wieder angebaut, aber immer wieder war die Saat von Kosseshufen zerstampft worden. Zuletzt fehlten Hände und Gespanne, um das Feld zu bestellen. Denn die Bevölkerung war furchtbar, etwa auf den vierten Teil, zurückgegangen. Es war ein Zurücksinken um Jahrhunderte. Kein Volk Europas ist je von einer solchen Heimsuchung betroffen worden.

In Deutschlands Geschichte hatten fremde Völker eingegriffen; sie wollten ihren Gewinn davon haben. Die Franzosen rissen einen Teil des Elsaßes weg: den Sundgau und eine große Zahl von Städten. Auch auf dem rechten Ufer des Rheines hatten sie Fuß gefaßt: sie erhielten Breisach und Philippsburg. Von da an haben sie ein Stück um das andere von Deutschland wegzureißen gesucht; sie sind unsere Erbfeinde geworden. Fast noch schlimmer ging's im Norden. An allen unsern Meeresküsten setzten sich die Fremden fest. Schleswig-Holstein stand schon längst unter dem Dänenkönig; von Glückstadt aus konnte er die Unterelbe beherrschen. Jetzt aber bekamen die Schweden die Bistümer Bremen und Verden und damit die linke Seite der Unterelbe und die Mündung der Weser in die Hand. Die Mündung der Weichsel war schon früher schwedisch geworden; jetzt bekamen sie auch Vorpommern, Stettin mit der Odermündung, Rügen, Stralsund und Bismar. Ostfriesland und die Emsmündung waren ganz abhängig von den Niederlanden; diese aber lösten sich im Frieden von Deutschland, ebenso wie im Süden die Schweiz. Als später das oldenburgische Grafenhaus ausstarb, ging auch Oldenburg an Dänemark über. Sämtliche deutschen Flußmündungen waren in die Hände der Fremden gekommen. „Was sind Rhein, Weser, Elbe, Oder anders als fremder Nationen Gefangene?“ Deutschland verarmt, entvölkert, vom Meer abgeschnitten; wie sollte es jemals wieder sich erholen können?

Die Glaubensspaltung, die den ersten Anlaß zum Krieg gegeben hatte, ist durch den Frieden anerkannt, also den evangelischen Ständen das Recht auf Beibehaltung ihres evangelischen Glaubens und ihres Besitzes zugestanden worden. Man hat sich von jetzt an daran gewöhnen müssen einander zu dulden.

Deutschland lag schwach und wehrlos da, mitten drinnen zwischen lauter bössartigen und feindseligen Nachbarn. Und wie jeder ungerechte Frieden die Saat zu weiteren Kriegen in sich trägt, so auch hier: es

blieb der feindliche Gegensatz zwischen Frankreich und Habsburg, es blieb im Norden der Gegensatz zwischen Schweden und den norddeutschen Ländern, hauptsächlich Brandenburg.

Die Verwilderung in und nach dem Krieg war furchtbar. Eine Menge Menschen wurde gottlos und abergläubisch. Viele Soldaten trugen Anhänger, Kugelsegen, Schutzbriefe bei sich, durch die sie glaubten sich gegen den Tod schützen zu können. Durch einen Bund mit dem Teufel glaubten sie sich fest machen zu können gegen Schuß, Hieb und Stich. — Des Bündnisses mit dem Teufel hat man damals und früher schon viele, namentlich Frauen angeschuldigt. Man glaubte, sie seien imstande, Menschen und Vieh großen Schaden zu tun. Gegen solche *Hexen* ist schon im 16. und noch mehr im 17. Jahrhundert die Obrigkeit eingeschritten, hat sie furchtbar gequält und gefoltert, um ein Geständnis von ihnen zu erpressen; hatten sie endlich, um der Qual los zu sein, ein Geständnis abgelegt, so hat man sie verbrannt. Tausende unschuldiger Frauen und Mädchen sind in dieser Zeit als *Hexen* umgebracht worden.

Dem deutschen Volk ist *e i n e s* geblieben: sein Fleiß. Die Mehrzahl war froh, daß sie ihren Acker wieder bebauen und ihr Handwerk wieder treiben konnten. Und eine Menge von einsichtigen Männern war da, die einsahen, was not tat: so Ernst der Fromme in Sachsen-Koburg-Gotha, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm in Brandenburg, Karl Ludwig von der Pfalz, Johann Georg von Sachsen. Anderwärts, wo die Fürsten weniger taten, haben doch die Beamten sich alle Mühe um die Heilung der Schäden gegeben. Besonders haben die Geistlichen sich des Volkes angenommen. Was hatten gerade diese Leute leiden müssen in Kriegszeiten! Die meisten hatten bei ihren Gemeinden ausgehalten. Ihre Kirchen waren verwüstet und ausgebrannt, Kelch und Kruzifix gestohlen, der Altar durch ecken Unrat beschmutzt, die Glocken vom Turm geworfen und weggeführt. Da hielten sie den Gottesdienst in einer Scheuer, auf freiem Felde, im grünen Waldversteck. Kaum hatte der Feind den Rücken gefehrt, so sammelten sie die Gemeinde wieder zu ernster Arbeit und suchten das Fünkeln der Gottesfurcht wieder anzublafen. — Und nicht minder hat die *Schule* zur Hebung des Volkes beigetragen. Wohl war sie noch recht mangelhaft: Religion, Rechnen, Lesen, Schreiben waren die Unterrichtsfächer. Auch Schulzeit und Schulbesuch waren noch nicht befriedigend. Sommers war meist keine Schule, und der allgemeine Schulbesuch ließ sich erst nach und nach herbeiführen. Auch einen richtigen Lehrerstand gab's noch nicht. Meist waren die Mesner Schullehrer oder irgend ein Handwerker, nach dem Krieg auch Veteranen und Kriegsinvaliden. Aber die Schule war

doch da und hat Zucht und Ordnung unter die Jugend gebracht. Das Volk, das durch die fürchterliche Feuerprobe dieses Kriegs gegangen ist, hat als erstes in Europa gleich nach dem Kriege die allgemeine Volksbildung wieder mächtig gehoben. Ein Buch ist in den Händen des ganzen deutschen Volkes gewesen: es war die deutsche Bibel. In viel tausend Häusern war's das einzige Schul- und Hausbuch; und aus diesem Buch hat das deutsche Volk sich Trost und neue Kraft geholt. Die religiöse und sittliche Erneuerung, die nach und nach ins Volk hineinkam, ist in erster Linie diesem Buche zu danken.

Es ist ein Wunder vor unsern Augen, daß unser Volk nach dem Elend dieser dreißig Jahre sich doch so rasch wieder erhoben hat. Das war eine offenbare Gotteshilfe und ein Zeichen dafür, daß wir Deutsche einen großen Beruf haben in der Weltgeschichte. Was für Männer auf dem Gebiete der geistlichen Liederdichtung sind in Deutschland in dieser Zeit aufgetreten, ein Beweis dafür, daß solche Notzeiten auch Zeiten der religiösen Läuterung und Erhebung für viele sind! Da ist Paul Gerhardt, da ist Martin Rinckart, der Dichter von „Nun danket alle Gott“; da ist Johann Heermann, Johann Rist u. a. Und nach dem Kriege erst, was für hochbedeutende Männer hat damals Deutschland hervorgebracht! Da war Leibniz, einer der größten Weltweisen. Da war Johann Sebastian Bach, der heute als der größte Musiker gilt, und sein Zeitgenosse Georg Friedrich Händel. An den Werken dieser beiden Männer erbauen sich nicht bloß die Deutschen, sondern alle Völker noch bis auf den heutigen Tag. Wahrlich, ein Volk, das nach solch fürchterlicher Heimsuchung noch solche Männer hervorbringt, kann nicht untergehen.



4. Von der Verfassung des Deutschen Reiches nach dem Dreißigjährigen Kriege.

Der Kaiser war nach dem Kriege noch mehr als zuvor zu einem Schatten herabgesunken. Er hatte im Reiche beinahe nichts mehr zu sagen. Er konnte Standeserhöhungen vollziehen, also etwa aus einem Freiherrn einen Grafen, aus einem Grafen einen Fürsten machen; das war alles. Nach außen konnte er nicht kraftvoll auftreten; denn er hatte keine Macht hinter sich. Zu einem Reichskriege war die Zustimmung der Fürsten erforderlich; aber Fürsten oder Städte, die dagegen waren, konnten durch Überstimmung nicht genötigt werden mitzumachen. Zu jedem allgemein gültigen Beschlusse war Einstimmigkeit notwendig; und da solche nie vorhanden war, so kam auch nie ein allgemein gültiger Beschluß zustande. Reichsteile konnten nicht nur miteinander kämpfen, sondern sich auch zu diesem Zweck mit dem Auslande verbinden. Das nannte man die deutsche „Libertät“, d. h. Freiheit.

Der damalige Reichstag war etwas ganz anderes als der heutige. Er war nicht eine Volksvertretung, nicht die Versammlung der vom Volke gewählten Abgeordneten, sondern eine Vertretung der Regierungen. Im Reichstage traten die Bevollmächtigten der Fürsten und Stände zusammen. Zu der bisherigen politischen Zerrissenheit des Deutschen Reiches kam die konfessionelle Spaltung; auch der Reichstag zerfiel bei der Erörterung konfessioneller Fragen in einen evangelischen und einen katholischen Teil.

Nach dem Kaiser kamen zunächst die Kurfürsten. Es waren die bisherigen mit Ausnahme Böhmens; dafür kam Bayern dazu. Es waren vier katholische: nämlich die drei Erzbischöfe und Bayern, und drei evangelische. Von den evangelischen Kurfürsten durfte einer zwei Stimmen führen wegen der Gleichheit mit den Katholiken. — Dann kamen die Fürsten: das waren 55 Katholiken und 45 Protestanten. Ihre Zahl war bedeutend gewachsen, da der Kaiser eine große Zahl neuer Fürsten gemacht hatte. Ferner 33 geistliche Fürsten: Bischöfe und gefürstete Äbte. Dann kamen die Grafen, deren Zahl sich auf mindestens 40 belief. Und endlich die Städte: 14 katholische, 30 evangelische, 51 gemischte. So belief sich die Zahl der Landesherrschaften, die im Reichstag vertreten waren, auf etwa 275. Dabei muß man noch bedenken, daß außerdem noch eine sehr große Anzahl von Rittern im

Deutschen Reiche vorhanden waren, die völlig selbständige Landesherren waren und mit ihren Untertanen anfangen konnten, was sie wollten.

Der Reichstag hatte wenig genug zu sagen. Er konnte dem Kaiser für die Abwehr der Türkengefahr Geld bewilligen, Münzverordnungen, Bettlerordnungen und Bagabundengesetze erlassen. Eine gemeinsame Militärmacht gab's nicht, und eben deshalb auch keinerlei Macht, weder nach außen noch nach innen.

Welche Gelegenheit bot doch diese klägliche Zerrissenheit des Deutschen Reiches für die ländergierigen Nachbarn, ein Stück um das andere von Deutschland wegzureißen! Frankreich und Schweden haben's auch getan. Es war nur ein Glück, daß das herrschende Haus Oesterreich seine Besitzungen nicht bloß im Osten, sondern auch im Westen hatte; sonst wäre die Westgrenze des Reichs ganz schutzlos gewesen.

Aber trotzdem der Reichstag nichts zu sagen hatte, tagte er fortwährend. Der Sitz war R e g e n s b u r g; hier hat der Reichstag von 1663—1806 getagt. Während Ludwig XIV. von Frankreich die Grenzen des Deutschen Reiches bedrohte, beriet der Reichstag des Langen und Breiten darüber, ob die Sessel der kurfürstlichen Gesandten mit allen vier oder nur mit zwei Füßen auf den Fransen des Teppichs stehen dürften! So war auch der Reichstag zum Gespött für die Welt geworden!

Reichseinrichtungen waren R e i c h s h o f r a t und R e i c h s k a m m e r g e r i c h t. Dieses hatte seinen Sitz in Wezlar und war durch seinen langsamen Geschäftsgang berüchtigt. Die Prozesakten häuften sich hier zu Bergen an; und bis etwas entschieden ward, „verstarb Partei und Advokat“. Die sogenannte R e i c h s a r m e e war, wenn sie aufgestellt wurde, eine buntscheckig zusammengesetzte Truppe ohne jeden Wert. Unter dem „Reich“ verstand man häufig nur die Kleinstaaten im Süden und Westen; die Bürger der größeren Staaten nannten sich nicht Deutsche, sondern Preußen, Bayern, Oesterreicher.

Die deutsche Volkskraft war durch den Krieg wohl gewaltig geschwächt worden; aber sie war noch da und trieb bald wieder neue Früchte. Aber dieser Volkskraft fehlte die staatliche Zusammenfassung. Das Reich war zu einem lächerlichen Gebilde herabgesunken.

„Und das römisch Reich, daß Gott erbarm,
Soll jetzt heißen römisch Arm!“

Die deutsche Geschichte ist von da an noch mehr als bisher eine Geschichte der einzelnen deutschen Länder.

5. Ludwig XIV.

Wie bitter not hätte unserem Volke eine lange Friedenszeit getan! Sie sollte ihm nicht zuteil werden. — In Frankreich war ein König auf den Thron gekommen, der sich die Schwäche seines östlichen Nachbarn zunutze zu machen beschloß. Schon lange vorher hatte der große französische Staatsmann Richelieu als Ziel der französischen Politik die Erwerbung seiner „natürlichen“ Grenzen, im Süden die Pyrenäen, im Osten die Alpen und den Rhein bezeichnet. Diesem Ziel war Frankreich im Westfälischen Frieden schon nahe gekommen: es hatte Fuß gefaßt im Elsaß und in Lothringen, und hatte später durch einen Krieg mit Spanien das spanische Burgund, das sich zwischen Deutschland und Frankreich einschob, dazu gewonnen. — Nun kam Ludwig XIV. zur Regierung. Glanz, Ruhm, Ehre, Macht — das waren die Gedanken, die seine Seele erfüllten. Nach innen richtete er das absolute, d. h. unbeschränkte Königtum auf. „Der Staat bin ich,“ erklärte er den Mitgliedern der Stände, die bisher bei der Regierung mitberaten hatten. Er hat sie nicht mehr berufen und nicht mehr gefragt. Nach außen erstrebte er mit allen Mitteln die Vergrößerung seiner Macht. Zu dem Ende bildete er ein sehr starkes, schlagfertiges Heer, das immer unter Waffen stand (stehendes Heer) und in dem der Wille des Königs allein galt. Hier liegt der Ursprung dessen, was man heute Militarismus nennt. Frankreich war von keiner Seite bedroht und doch unterhielt es die stärkste Militärmacht. Die Wurzel des Militarismus liegt nicht in Deutschland, wie unsere Feinde behaupten, sondern in Frankreich. Was in Deutschland geschah, war immer nur Notwehr gegen französische Bedrohung. Das Heer hatte hervorragende Feldherrn, die im Dreißigjährigen Kriege die Kriegskunst gelernt hatten. Es konnte nicht lange müßig bleiben. Im Norden Frankreichs lagen die spanischen Niederlande. Ludwig überfiel sie und hätte sie ganz weggenommen, wenn nicht Schweden, England und Holland ihn daran gehindert hätten. Doch behielt er sieben flandrische und drei hennegauische Plätze. In Deutschland war zunächst keine Feindschaft gegen die Franzosen; waren sie doch im Dreißigjährigen Krieg die Bundesgenossen eines Teils der Deutschen gewesen. Die Macht des Kaisers in seinen eigenen Landen war gewaltig gestiegen, und die deutschen Kleinfürsten blickten mit Sorge auf diese Macht. Frankreich hat sich nach dem Westfälischen Frieden diesen Kleinfürsten genähert, um an ihnen ein Gegengewicht gegen den Kaiser zu gewinnen und Deutschland stets uneinig und schwach zu erhalten. In eine große Anzahl deutscher Klein-

fürsten im Westen des Reiches hat mit Frankreich ein Bündnis, den „Rheinischen Bund“ geschlossen.

Aber Ludwigs unersättliche Raubgier hat die Deutschen wieder zusammengeführt. Nach zehnjährigem Bestand hörte der Rheinische Bund wieder auf.

Ludwig begann bei Lothringen, vertrieb den Herzog, der sich nun an Habsburg angeschlossen, und nahm dessen Land weg. Dann begann er Krieg mit den Niederlanden. Obgleich deutsche Fürsten und der Kaiser für die Niederlande mit den Waffen eintraten, hat doch Ludwig im



Zerstörung Heidelbergs.

Frieden von Nymwegen eine Anzahl weiterer Plätze in Flandern und im Hennegau gewonnen, dazu auf der rechten Seite des Rheins Freiburg im Breisgau. Ludwig ging weiter. Er begründete die sogenannten Reunions-, d. h. Wiedervereinigungskammern. Das waren Gerichtshöfe, die auf Grund alter Lehensrechte darüber entscheiden sollten, welche Gebiete zu Frankreich gehörten. Sie waren also Partei und Richter zugleich und entschieden natürlich immer zugunsten Frankreichs. Ludwigs Länderraub sollte dadurch mit einem Schein des Rechts umkleidet werden. Auf diese Weise nahm er nach und nach das ganze Elsaß. Bei Straßburg allerdings konnten selbst die Reunionskammern kein französisches Recht nachweisen; daher nahm Ludwig einfach mitten im Frieden die Stadt weg (1681). Ein Schrei der Entrüstung ging durch Deutschland. Aber die Deutschen konnten nichts machen. Den Mächtigsten, den Kaiser, hatte Ludwig im Osten festgehalten, indem er die Türken auf ihn hegte; die anderen waren teils ohnmächtig, teils waren sie — so Kurfürst Friedrich Wilhelm von

Brandenburg — anderweitig beschäftigt. — Nun hatte Ludwig schon das linke Rheinufer bis zur Pfalz. — Aber er ging weiter. In der Pfalz starb das kurfürstliche Haus aus; und da eine Tochter des letzten Kurfürsten, Elisabeth Charlotte, die Liselotte genannt, mit einem Bruder Ludwigs XIV. vermählt war, so erhob Ludwig Anspruch auf dieses Land und ergriff sofort die Waffen. Damit beginnen die Kriege Ludwigs, die man *Raubkriege* nennt. Sie wurden neun Jahre lang, 1688—1697, in einer barbarischen Weise geführt. Die Pfalz, das schöne, gesegnete Land, ward zur Wüste gemacht. Speier, Mannheim, Heidelberg, Worms sanken in Schutt und Asche. Der wundervollste Bau aus dem 16. und 17. Jahrhundert, das Heidelberger Schloß, ward niedergebrannt; noch zeugen seine Trümmer von französischer Roheit. Es war keinerlei kriegerische Nothwendigkeit es so zu machen; es war bloße Lust am Zerstören. Und auch nach Württemberg erstreckte sich französische Raubgier; hier hat sich namentlich General Melac durch seine Schandtaten den Namen Nordbrenner zugezogen. Calw, erst im Dreißigjährigen Krieg zerstört, ging in Flammen auf; Hirsau, ein ähnlicher Wunderbau wie das Heidelberger Schloß, ward niedergebrannt. Eßlingen mußte sich ergeben: drei Wochen hauste Melac in der Stadt und erpreßte Summen, die sich nach unserem jetzigen Geldwert auf mindestens 2 000 000 Goldmark beliefen. Was war das für eine Stadt von 7000 Einwohnern, die das Elend des Dreißigjährigen Krieges noch nicht lange hinter sich hatte! Von Schorndorf dagegen mußte Melac unverrichteter Dinge abziehen, dank der Entschlossenheit der Bürgermeisterin Künkelin. — Mit all diesen Raubzügen hat Ludwig erst nichts erreicht. Er hat unsägliche Erbitterung bei den Deutschen, die vorher ganz freundschaftlich gegen die Franzosen gesinnt waren, hervorgerufen und die Deutschen wieder zum Zusammenhalten gebracht. Er hat auch andere Mächte gegen sich auf den Plan gerufen, die das Anwachsen der französischen Macht nicht leiden wollten: England, Holland und den Kaiser. Er stand vereinzelt da. Es ist genau wie heute. — Im Frieden von Ryswik mußte er auf seine Eroberungen verzichten: auf Freiburg, Breisach, ja selbst auf Lothringen. Aber das Elsaß mit Straßburg blieb in seiner Hand.

Raum waren die Raubkriege vorbei, da kam schon wieder durch Ludwigs Schuld ein neuer Krieg. Der König von Spanien, ein Habsburger, starb kinderlos. Wer soll Nachfolger werden? Kaiser Leopold erhob für seinen Sohn Karl Anspruch darauf, Ludwig für seinen Enkel Philipp; dieser war ein Enkel einer Schwester, Karl der Sohn einer andern Schwester des verstorbenen Königs. So kam's zum *spanischen Erbfolgekrieg* 1700—1714. In diesem Krieg ist Wil-

helm III. von England die Seele des Widerstandes gegen Ludwig gewesen. Die Engländer strebten zur See mächtig empor: sie hatten im 16. Jahrhundert die spanische See- und Weltmacht niedergeschlagen, im 17. Jahrhundert die niederländische und beidemal Kolonien weggenommen. Von den festländischen Mächten, so rechneten sie, darf keine zu stark und keine zu schwach werden; sie müssen miteinander im Gleichgewicht sein, damit wir dann die Entscheidung geben können, wenn es zu einem Streitfall kommt. Dies europäische Gleichgewicht ist von da an fester Grundsatz in der englischen Politik gewesen. Damals rechneten sie so: geht Ludwigs Absicht in Erfüllung, dann sind Frankreich, Spanien, ein großer Teil Italiens, die spanischen Kolonien in Amerika — alles in einer Hand; dann ist diese Macht Herr auf dem Mittelländischen Meere und dem Atlantischen Ozean. Das aber kann England nicht dulden; denn es will Herr sein auf dem Meere. So haben die Engländer sich mit Geld und mit Hilfstruppen, die aber meist aus angeworbenen Deutschen bestanden, am Krieg beteiligt. Ein Führer im Krieg war der Herzog von Marlborough, ein Vorfahre jenes Churchill, der im Weltkrieg durch seine Prahlereien so viel von sich reden gemacht hat. Der Kaiser Leopold hatte aber noch einen bedeutenderen Führer, den Prinzen Eugen von Savoyen. Zum Kriegsschauplatz für die spanische Thronfolge war nun unser armes Deutschland gut genug; lag es doch in der Mitte zwischen den Hauptgegnern Frankreich und Österreich. Bayern hat sich am Krieg auf Frankreichs Seite beteiligt. Ursache war die alte Gegnerschaft zwischen Bayern und Österreich, während die übrigen deutschen Fürsten auf seiten Österreichs standen. Auch Württemberg, dessen Herzog Eberhard Ludwig auf des Kaisers Seite stand, mußte wieder viel leiden; gingen doch durch Rheins, Neckar- und Filstal die großen Heerstraßen. Marlborough und Prinz Eugen haben einmal mit einem dritten Heerführer, dem Markgrafen Ludwig von Baden, der in den Türkenkriegen großen Ruhm erworben hatte (dem „Türkenlouis“) in Großheppach im Lamm einen Kriegsrat gehalten. Von dort aus zogen sie nach Bayern und haben dort die Franzosen samt ihrem Verbündeten, dem Kurfürsten von Bayern, bei Höchstädt völlig geschlagen. Überall unterlagen damals die Franzosen: in Italien, in Deutschland, in den Niederlanden. Kaiser Leopold starb inzwischen, und ihm folgte sein Sohn Joseph I. Aber er starb frühe; sein Bruder Karl, der Bewerber um Spanien, wurde sein Nachfolger. Damit ward die Lage plötzlich anders. Wäre jetzt Spanien in Karls Hand gefallen, so wäre Habsburg Herr geworden in Österreich, Ungarn, Italien, Spanien mit seinen Kolonien und damit im Mittelländischen Meer und dem Atlantischen Ozean. Das erschien

den Engländern als eine Störung des europäischen Gleichgewichts. So schlossen sie Frieden mit Ludwig XIV. und ließen ihre Verbündeten im Stich. Sie erkannten den französischen Prinzen Philipp als König von Spanien an unter der Bedingung, daß Spanien und Frankreich nie in eine Hand fallen dürfen. Zugleich nahmen sie für sich selbst Gibraltar und damit den Schlüssel zum Mittelländischen Meere. Schließlich mußte der Kaiser auch zu Raftatt Frieden schließen und Philipp in Spanien anerkennen. Dagegen fielen ihm die Besitzungen, die damals Spanien in den Niederlanden und in Italien hatte, zu.

Die Thronfolge in Spanien hat unser deutsches Volk gar nichts angegangen. Und doch mußten wir Land und Leute hergeben für diesen Zweck, weil die andern es so wollten!

Wald nach Beendigung dieses Krieges starb Ludwig XIV. nach einer Regierung von 72 Jahren. Für uns Deutsche ist seine Regierung unheilvoll gewesen; von da an wurden die Franzosen unsere Erbfeinde. Für Frankreich waren seine vielen Kriege auch kein Segen; sie kosteten unendlich viel Blut und Geld. Ludwig hat auch das Edikt von Nantes, das den Hugenotten Duldung gewährte, aufgehoben, eine Menge seiner Untertanen durch furchtbare Quälereien zum katholischen Glauben zurückgezwungen, viele hingerichtet, Hunderttausende aus dem Lande getrieben. Es waren seine besten und tüchtigsten Untertanen, und er hat damit seinem Lande unsäglich geschadet. Er hat den begehrliehen Blick der Franzosen immer nach dem Osten gerichtet und ihnen die Einbildung beigebracht, daß sie das erste, freieste und gebildetste Volk der Welt seien. Im Innern hat er viel Glanz und Geschmacl entfaltet. Die Bauten, die er errichten ließ, namentlich das Schloß zu Versailles, sind die großartigsten Bauten der Zeit und mit dem feinsten Geschmacl ausgestattet. Sein Hof war der prunkvollste, aber auch der sittenloseste in Europa. Den *Sonnekönig* hat man ihn genannt. In Deutschland hat man damals die Franzosen in der Sprache, der Mode, dem Heerwesen nachgemacht; und mancher deutsche Kleinfürst wollte es ihm gleichthun. Auch die französische Leichtfertigkeit und Liederlichkeit hat nur zu leicht Eingang gefunden. Ein Glück nur, daß die Masse des Volkes im Kern gesund blieb!

Für den Kaiser war die Zeit kriegerisch genug. Er hatte nicht nur den Feind im Westen, sondern von Osten drohte noch ein schlimmerer Feind: die *Türken*. Sie sind oft genug von Ludwig XIV. zum Angriff aufgehetzt worden. Im Jahr 1683 kamen sie bis vor Wien und belagerten die Stadt. Aber da kam Hilfe von allen Seiten: aus Brandenburg, Sachsen, Lothringen, dazu vom König von Polen. Vor den Thoren Wiens wurden die Türken furchtbar geschlagen. Und später

haben die Österreicher die Türken, die den größten Teil von Ungarn erobert hatten, angegriffen. Damals hat Österreich große Heerführer gehabt und eine glänzende Heldenzeit. Wie oft hat Prinz Eugen von Savoyen die Türken geschlagen: vor allem bei Zenta und bei Belgrad. Und der Kaiser hat schließlich ganz Ungarn, Siebenbürgen und das Banat wieder in seine Hand bekommen. Und wenn Deutsche in diesen Kriegen gekämpft haben, so haben sie damit auch für das Deutschtum geblutet. Denn Österreich hat damals die deutsche Wacht im Osten gegen asiatische Barbarei gehalten. — Die beiden damaligen Kaiser Joseph I. und Karl VI. haben deutsche Kolonisten ins Land gerufen. Sie sollten das Land bauen und an der neu eingerichteten Militär-
grenze im Süden Ungarns die Bewachung gegen die Türken übernehmen. Die beiden folgenden Herrscher, Maria Theresia und Joseph II., haben diese Kolonisation eifrig gefördert. Die Kolonisten kamen aus Württemberg, Baden, Hessen, der Rheinpfalz und den vorderösterreichischen Ländern. Sie zogen in das Temesvarer Banat, die Batschka und die „schwäbische Türkei“ und haben sumpfigen Boden in ungeheuer fruchtbares Land verwandelt. Sie hießen dort „Schwabben“. Auch die Deutschen in Siebenbürgen und im mittleren Ungarn erfuhren damals neuen Zuzug.

6. Der Große Kurfürst.

Brandenburg war bei der Konstanzer Kirchenversammlung von Kaiser Sigismund dem Hohenzollern Burggrafen Friedrich von Nürnberg gegeben worden. Er traf sein neues Land in ganz ungeordnetem Zustand an. Die Adeligen, vor allem die von Quitow und von Kochow, wollten keinen Frieden halten, lebten in beständigen Fehden untereinander, beraubten und plünderten Bauern und reisende Kaufleute. Nach dem Kurfürsten pflegten sie nichts zu fragen; sie fühlten sich sicher hinter ihren Burgmauern. Friedrich hatte hier zuerst Ordnung zu schaffen. Er tat's mit einem großen Geschütz, die „Faulle Grete“ genannt. Das war ein neues Kriegsmittel: eine gewaltige Kanone, zu deren Fortbewegung man eine Menge Pferde brauchte, die auf den weichen Sandwegen der Mark langsam genug vorwärts kamen. Daraus schoß man mächtige Steinkugeln. Dieses Geschütz warf die stärksten Mauern nieder, und mit der Macht der Quitow, Kochow und anderer war's zu Ende. Da atmeten die friedlichen Bürger frei auf.

Sein Sohn Friedrich II. mußte den Städten den Herren zeigen. Diese, vor allem Berlin, hatten nach dem Landesherrn bisher nichts

gefragt und sich selbst regiert. Es war meist eine Parteiregierung der adeligen Geschlechter, während die Zünfte ausgeschlossen waren. Friedrich haute sich, sehr gegen den Willen des Rates, ein Schloß in Berlin und sah von da an den Stadtregierungen sehr auf die Finger, ob sie ihre Sache auch recht machten. Er erstrebte die Einheitlichkeit seines Staates.

In der Reformationszeit war Joachim I. Kurfürst, ein tatkräftiger Mann. Auch er hatte mit dem widerspenstigen Adel zu schaffen, der seither wieder emporgekommen war: den Köckeritz, Lüderitz, Ipenplitz, Kracht u. a. Er griff streng durch und ließ etliche räuberische Adelige aufknüpfen. Darob wurden sie ihm sehr feind und schrieben ihm einmal an seine Türe:

Jochimke, Jochimke, hüte di,
Fangen wi di, so hangen wi di.

Er ließ sich aber nicht schrecken, sondern wurde Herr über die widerspenstigen Gesellen. Der Reformation war er feind, wogegen seine Frau ihr sehr zugetan war. Sein Sohn Joachim II. hat die Reformation eingeführt. Er schloß auch mit dem schlesischen Fürsten einen Erbvertrag des Inhalts, daß Schlesien an Brandenburg fallen solle, falls das schlesische Fürstenhaus aussterbe, und umgekehrt. — Unter Johann Sigismund erhielt das Land bedeutenden Zuwachs. Die Brandenburger erbten im Westen Cleve, Mark und Ravensberg, im Osten das alte Deutschordensland Preußen, dies Land jedoch nur als Lehen von Polen. Nun hatte das Land eine seltsame Gestalt erhalten: in der Mitte das Stammland Brandenburg, weit im Westen, durch weite Länderstrecken getrennt, die rheinischen Besitzungen, und weit im Osten, wieder getrennt vom Hauptland, das Ordensland Preußen. Johann Sigismund nahm auch, da seine Untertanen im Rheinland reformiert waren, den reformierten Glauben an. — Sein Sohn Georg Wilhelm war freilich ein recht schwacher Mann, gar nicht geeignet für die schreckliche Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Sein Land wurde furchtbar verwüstet; und als er 1635 mit dem Kaiser den Prager Frieden geschlossen hatte, wurde er völlig von diesem abhängig. Sein Minister Schwarzenberg tat nur den Willen des Kaisers, und Regimenter lagen im Lande, die fragten nichts nach dem Kurfürsten.

Ganz anders ging's unter seinem Sohn Friedrich Wilhelm, der ihm 1640, erst zwanzig Jahre alt, folgte. Er war in seiner Jugend in Holland gewesen und hatte dort mit Bewunderung die Blüte dieses vom Krieg unberührten Landes gesehen: den regen Schiffsverkehr, die

Tätigkeit der Handwerker, die blühende Landwirtschaft, den Fleiß, mit dem die Holländer versumpftes Land kultivierten und dem Meere neuen Boden abgewannen. Als er zur Regierung kam, suchte er sich zuerst der Regimenter zu versichern, die im Lande lagen. Er erklärte den Obersten: „Ich bin der oberste Kriegsherr; ihr habt mir den Treueid zu leisten.“ Die meisten fügten sich; die Widerspenstigen wurden zum Land hinausgejagt. Mit dieser ersten Regierungshandlung hat er das gesamte Heerwesen, das bisher Sache des Unternehmers gewesen war, zu einer Sache des Landesherrn oder des Staates gemacht. Er hat jetzt das Heer gebildet, bezahlt, befehligt. Er hat auch nicht mehr das zusammengelaufene Gesindel ins Heer aufgenommen, aus dem die Heere des Dreißigjährigen Krieges gebildet waren; er nahm nur Leute aus dem eigenen Lande, die im Kriegsfall für ihr Land und ihren Fürsten kämpften. Auch sorgte er für gute Bewaffnung und Kleidung; er führte erstmals die Uniform ein. Es war in Deutschland das erste stehende Heer.

Noch tobte damals der Krieg. Daß die streitenden Parteien das neutrale Brandenburg schonen würden, daran war gar nicht zu denken. Wollte er also Ruhe und Sicherheit in seinem Lande haben, so war ein tüchtiges, schlagfertiges Heer unumgänglich notwendig.

Wie aber die Kosten für das Heer aufbringen? Die damaligen Kleinfürsten erhielten alle Unterstützungsgelder von Frankreich. Es geschah, damit Frankreich an ihnen eine Stütze gegen den Kaiser gewönne. Mit diesen Geldern hat Friedrich Wilhelm einen großen Teil der Heereskosten bezahlt. Dann aber führte der Kurfürst ein geordnetes Steuerwesen ein. Das war etwas Neues. Die Leute waren wohl Abgaben an den Grundherrschaft und den Gerichtsherrschaft gewöhnt, nicht aber an den Staat; und die Ritter vollends wollten vom Steuerzahlen nichts wissen. Der Kurfürst aber setzte es durch; namentlich führte er eine neue Art von Steuern, die Akzise, das heißt eine Abgabe auf gewisse Lebensbedürfnisse, auf Bier, feine Kleiderstoffe usw., ein.

Der Krieg hatte das Land furchtbar entvölkert. So mußte er für Zugang von neuen Ansiedlern sorgen. Er gewann sie aus Holland, der Heimat seiner ersten Frau, Luise Henriette von Dranien. Die Ansiedler, die von dorthin kamen, verstanden die Kunst des Entwässerns, und sie verwandelten weite Strecken sumpfigen Landes zu beiden Seiten der Havel und Spree in fruchtbaren Ackerboden. — Später wurde in Frankreich von Ludwig XIV. die Duldung der Protestanten aufgehoben. Friedrich Wilhelm hat sein Land für die dadurch Vertriebenen aufgemacht, sie aufgenommen und angesiedelt. Es waren treffliche Leute, meist fein ge-

bildet. Auch Gewerbetreibende: Seidenweber, Goldarbeiter u. a. Wie kam das dem Brandenburger Staate zugute! Sie hoben die Gewerbetätigkeit mächtig. Viele von ihnen haben auch dem preußischen Staate als Beamte und Offiziere treffliche Dienste geleistet; man denke an die Namen von François, Hutier, Bronsart von Schellendorf, Verdy du Verbois, Courbières, Fouqué, Lestog usw., das sind lauter Namen von ausgewanderten Hugenotten.

Diese Franzosen waren natürlich reformiert und der Kurfürst auch. Da war ihm sehr viel daran gelegen, daß Reformierte und Lutheraner gut miteinander auskamen. Nun war es damals Sitte, daß die Geistlichen auf den Kanzeln oftmals sehr scharf gegen Andersgläubige predigten: die Lutheraner gegen die Reformierten und umgekehrt. Das verbot der Kurfürst, und die Geistlichen sollten dies Verbot unterschreiben. Der Pfarrer Paulus Gerhardt, der Dichter der herrlichen Kirchenlieder, war der Ansicht, daß es dem Kurfürsten nicht zustehe, solches den Geistlichen zu verbieten. Er weigerte sich also, diesen Befehl zu unterschreiben, ward abgesetzt und mußte sich anderswo eine Stelle suchen. Der Kurfürst hatte das Staatswohl im Auge, Gerhardt die Freiheit der Predigt, so kam's zu dieser Scheidung.

H a n d e l und **W a n d e l** suchte der Kurfürst nach Möglichkeit zu fördern. Die Anlage von **S t r a ß e n** war in dem sandigen, steinarmen Boden der Mark nichts Leichtes; sie wurden dennoch angelegt und auch schon eine regelmäßige Postverbindung eingerichtet. Noch wichtiger aber waren die **W a s s e r s t r a ß e n**. Der Kurfürst hat die Spree mit der Oder durch den Friedrich-Wilhelm-Kanal verbinden lassen. Nun konnten die Schiffe von Hamburg her durch Havel und Spree bis in die Oder fahren.

So hob sich nach und nach der Wohlstand des Landes. Aber das alles konnte der Kurfürst nur machen, wenn er unbeschränkter Herr war in seinem Lande. Das durchzusetzen kostete harte Kämpfe: in den rheinischen Landen und in Preußen noch mehr als in Brandenburg. Aber schließlich hat er die unumschränkte Herrschaft überall durchgesetzt. So war's ja damals in allen europäischen Staaten; und war nur der Fürst gut und recht, so hatte dieses unumschränkte Regiment auch sein Gutes und war besser als die Regierung der Stände, von denen doch jeder nur seinen Nutzen erstrebte. Aber so war's in Brandenburg: der Kurfürst hat auf das Gedeihen **a l l e r S t ä n d e**, der Bauern, der Bürger, der Adeligen gesehen, und so muß es sein in einem rechten Staate.

Natürlich hat Friedrich Wilhelm auch nach **a u ß e n** sein Land möglichst zu stärken gesucht. Zuerst suchte er sein Preußen von der Lehensherrlichkeit Polens zu befreien. Zu dem Ende verbündete er sich mit dem

König Karl X. von Schweden, der wegen der Thronfolge in Schweden im Krieg mit Polen lag. Beide haben in einer dreitägigen Schlacht bei Warschau die Polen besiegt, und die Oberhoheit Polens über Preußen hatte damit ein Ende.

Später stand der Kurfürst mit seinen Truppen am Rhein gegen Ludwig XIV. Um ihn vom Rhein abzuführen, hat Ludwig insgeheim die



Der Große Kurfürst bei Fehrbellin.

Schweden zum Einfall in die Mark angestiftet. Wohl taten sich die märkischen Bauern zusammen unter einer Fahne, die die Inschrift trug:

„Wir sind Bauern von geringem Gut
und dienen unserem Kurfürsten mit unserem Blut.“

Allein sie konnten gegen das schwedische Fußvolk nichts ausrichten. Als die Nachricht vom Schwedeneinfall dem Kurfürsten überbracht wurde, ließ er sofort seine ganze Reiterei aufsitzen und legte mit ihr in ganz unglaublich kurzer Zeit den weiten Weg vom Rhein bis nach Brandenburg zurück. Dort fuhr er bei Fehrbellin wie ein Donnerwetter auf die Schweden los und schlug sie so gründlich, daß sie die Mark

räumen mußten. Das war am 28. Juni 1675. Im Verfolg dieses Sieges vertrieb er die Schweden ganz aus Pommern und nahm Stettin, den wichtigen Ostseehafen. Aber im Frieden, der zwischen Frankreich und Schweden einerseits, dem Kaiser und dem Kurfürsten andererseits geschlossen wurde, ließ ihn der Kaiser, der schon das Anwachsen dieser Macht fürchtete, im Stich. Er mußte Vorpommern mit Stettin wieder herausgeben. Als er den Vertrag unterschrieb, sprach er zürnend den lateinischen Vers: *Exoriare aliquis ex nostris ossibus ultor*, das heißt: Einst erstehen wird mir aus meinen Gebeinen ein Rächer. Die Treulosigkeit des Kaisers hat ihn so empört, daß er jetzt ein Bündnis mit Frankreich schloß, um im Verein mit Frankreich das zu erreichen, was ihm gegen Frankreich nicht gelungen war: die Erwerbung von Vorpommern. Durch dies Bündnis hat er Ludwig XIV. seine Räubeereien in Deutschland erst möglich gemacht. Friedrich Wilhelm hat eben nur brandenburgische Politik getrieben und war bereit, auch deutsche Interessen preiszugeben, wenn es seinem Staate nützte. Indessen mußte er einsehen, daß ihm das Bündnis mit Frankreich nichts half; so rückte er allmählich wieder von Ludwig XIV. ab, und die Aufnahme der vertriebenen Hugenotten entzweite die beiden völlig.

Von der Notwendigkeit der Schifffahrt war er tief durchdrungen. Von dem einzigen Ostseehafen, den er hatte, von Königsberg aus, ließ er seine Schiffe auslaufen; sie gründeten eine Kolonie in Afrika an der Guineaküste, Groß-Friedrichs-Burg. Wohl wurde sie später wieder aufgegeben; aber daß er die Wichtigkeit der Seeschifffahrt für sein Staatswesen erkannt hat, zeigt doch, wie weitblickend er war.

Friedrich Wilhelm hat seinen Staat nach innen und außen ungemein gefördert. Er ist der Begründer von Brandenburg-Preußens Größe. Wohl hat er nur brandenburgische, nicht auch deutsche Politik getrieben; aber indem er Brandenburgs Macht hob, hat er zugleich der künftigen Größe Deutschlands vorgearbeitet. Er starb im Jahr 1688. Die Geschichte nennt ihn mit Recht den **Großen Kurfürsten**.

7. Die beiden ersten preussischen Könige.

Des großen Kurfürsten Sohn und Nachfolger Friedrich war wohl sehr ehrgeizig und hochstrebend, aber weit nicht so bedeutend wie sein Vater. Er strebte nach der Königswürde; und nach langen Verhandlungen erhielt er die Zustimmung des Kaisers, doch unter einer Bedingung: da Brandenburg ein Teil des deutschen Reiches war, der

Kaiser aber neben sich keinen König dulden wollte, so durfte er sich nicht König von Brandenburg, sondern nur König von Preußen nennen; denn das alte Ordensland Preußen war kein Teil des deutschen Reichs. So wurde Friedrich am 18. Januar 1701 in Königsberg zum König von Preußen gekrönt. Er mußte dafür dem Kaiser Unterstützung im spanischen Erbfolgekrieg versprechen. Das geschah, und preussische Truppen haben sich namentlich in der Schlacht bei Turin sehr ausgezeichnet. Im Innern war Friedrichs Regierung nicht glücklich. Er war überaus prachtliebend und verschönerte Berlin mit großartigen Bauten; aber das und sein Hofhalt verschlangen große Summen. Noch schlimmer war die Herrschaft von Günstlingen und Schmeichlern, die nicht das Beste des Landes, sondern nur ihren eigenen Nutzen suchten.

Zum Glück für Volk und Land war sein Sohn und Nachfolger von ganz anderer Art: Friedrich Wilhelm I. Kaum war er König, so entließ er die ganze Heerschar von Hofbeamten, Köchen, Lakaien, Leibjägern usw. und behielt bloß die bei, die unbedingt nötig waren. Die Günstlinge schickte er weg und nahm nur solche Räte, die wirklich arbeiten wollten. Denn arbeiten und sparen — das war sein Grundsatz.

Er selbst ging morgens um 7 Uhr an die Arbeit bis 12 Uhr. Dann kam eine Pause, und dann ging's fort bis abends 6 oder 7 Uhr. Natürlich verlangte er dasselbe von seinen Beamten. Und zwar sah er immer selbst nach. Er reiste im Lande umher, kam unversehens in das Amtszimmer eines Beamten, ließ sich die Kasse vorlegen und rechnete nach, ob auch alles stimmte. Wehe dem Beamten, bei dem es nicht so war! Der König führte immer einen dicken Krückstock bei sich; ertappte er einen Beamten über Faulheit oder Unredlichkeit, so ließ er den Krückstock unbarmherzig auf des Unglücklichen Rücken tanzen. Es stand nicht lange an, so wußten alle Beamten: „Die Pflicht muß getan werden. Der König tut sie, wir müssen sie auch tun.“

In des Königs Haushalt ging es so einfach zu wie in einem bürgerlichen Haushalt. So brauchte man auch nicht viel Dienerschaft. Er selbst war einfach gekleidet, trug nicht mehr die große Lockenperücke, die damals üblich war, sondern sein eigenes Haar. Sein Kleid war ein einfacher blauer Waffenrock; und seither ist die Offiziersuniform das Ehrenkleid der preussischen Könige gewesen. Prunkvolle Feste gab's nicht. Die einzige Erholung bestand darin, daß er manchmal im Jagdschloß zu Wusterhausen mit seinen Generalen und hohen Beamten zusammentam. Da wurde aus Tonpfeifen Tabak geraucht und Bier dazu getrunken. So sparsam mußte es auch im Staatshaushalt zugehen.

So konnte er nach und nach nicht bloß die Schulden abzahlen, die sein Vater hinterlassen hatte, sondern auch noch etwas Schönes zurücklegen. Ackerbau und Gewerbe wurden gefördert, und da die Bevölkerung noch immer sehr dünn war, so hat er Ansiedler aus allen Gegenden Deutschlands herangezogen. Und wie damals der Erzbischof von Salzburg eine Menge seiner Untertanen um des Glaubens willen auswies, hat er ihrer 17 000 aufgenommen und ihnen Land zum Bebauen angewiesen. Denn er wußte: eine zahlreiche fleißige Bevölkerung ist ein



Das Tabakskollegium.

Segen für einen Staat. Kommt sie zu Wohlstand, so kann sie auch Steuern zahlen; und Steuerpflicht sah er mit Recht als eine der ersten Pflichten des Staatsbürgers an.

Sollen aber die Leute vorankommen, so müssen sie auch etwas Rechtes lernen. Daher hielt der König viel aufs Schulwesen. Er hat auf dem Lande eine Menge von Schulen gebaut und Lehrer angestellt. Dabei hat er auf zwei Fächer besonders viel gehalten: Religion und Rechnen. Oftmals ging er selbst in die Schulen und prüfte die Kinder. Es wurden alle Kinder zum Schulbesuch angehalten; denn Schulpflicht war ihm auch eine wichtige Pflicht des Staatsbürgers.

In einem Stück hat er nicht gespart: am Heer. Er war derselben Ansicht wie sein Großvater: daß alle friedliche Arbeit keinen Wert

habe, wenn sie nicht nach außen durch ein Heer geschützt sei. So tat er für das Heer besonders viel. Er hatte einen hervorragenden General, der seine Truppen einübte: den Fürsten Leopold von Anhalt-Deffau, genannt der alte Deffauer. Gleiche Kleidung, Marschieren, Laden, Schießen, Gewehrgriffe, alles stramm nach Kommando — das war sein Werk. Ebenso die Einführung des eisernen Ladestocks statt des hölzernen. Eine besondere Vorliebe hatte der König für die „langen Kerls“. Das war ein Bataillon in Potsdam, bestehend aus lauter himmellangen Menschen, von denen keiner unter 1,80 Meter groß war. Um solche langen Kerls zu bekommen, scheute er kein Geld, keine List und keine Gewalt. Es war eine Art Mustertruppe, bei der alle Neuerungen zuerst erprobt wurden. Sie kamen aus allen erdenklichen Ländern. — Sonst aber war der König darauf aus, nur Landesfinder in sein Heer zu bekommen. Die Kreise und Gemeinden hatten jährlich eine bestimmte Anzahl Rekruten zum Heere zu stellen. Das war schon der Anfang der allgemeinen Wehrpflicht. — Seine Tätigkeit hat er selbst einmal in einem Brief an einen Beamten folgendermaßen dargestellt: „Sieht Er, ich habe heute meine Tagfahrt gemacht. Erst Soldaten, dann die Klassen, dann die Schule. Ich weiß wohl, da draußen im Reiche nennen sie mich einen Unteroffizier. Ja, laffet sie nur, ich kenne mein Land, meine Mittel, und ich werde die Jungen nicht in der Dummheit aufwachsen lassen. Denn es wird der Tag kommen, wo Geld, offener Kopf mit guter Weisheit drinnen und gute preußische Soldaten notwendig sind, und kein Engländer oder Franzose soll über uns Deutsche gebieten; dafür will ich allen Preußenkindern Degen und Pistole in die Wiege geben, damit sie die fremden Völker aus Deutschland abhalten helfen. Aber Geld braucht man auch dabei, und ich spare für die Zukunft; also haltet wie bisher zusammen, und geht's einmal drauf, werden wir mit dabei sein.“

Auf solche Weise hat Friedrich Wilhelm I. seinen Staat groß und stark gemacht. Er war ein unumschränkter Herrscher; aber er hat das Beste seines Landes gewollt. Das Heer hat er zuletzt auf 90 000 Mann gebracht, den Staatsschatz auf 27 Millionen Taler; beides war unerhört in jener Zeit. Krieg hat er nie geführt, obgleich sein Heer stets schlagfertig war. Während seiner Regierungszeit war der Schwedenkönig Karl XII. mit Polen und Rußland, das damals mächtig aufstrebte, in Krieg geraten und nach anfänglichen glänzenden Siegen unterlegen. Im Frieden brachte es Friedrich Wilhelm fertig, daß ihm die Schweden Stettin und Vorpommern abtreten mußten; ebenso fiel Bremen und Verden an Hannover. So haben die deutschen Staaten doch allmählich wieder an den Flußmündungen und Meeresküsten Fuß gefaßt.

8. Friedrich der Große.

Friedrich Wilhelms Sohn Friedrich ist im Jahr 1712 geboren. Der strenge und gewalttätige Vater war natürlich auch in der Familie ein harter Mann. Darunter mußten Frau und Kinder schwer leiden; vor allem der Kronprinz. Der Vater konnte nicht verstehen, daß der Sohn anders war als er. Der Vater arbeitete von früh bis spät in der Schreibstube und auf Reisen. Der Sohn arbeitete auch gern; aber er studierte lieber gelehrte Bücher. Des Vaters Liebhaberei waren die Soldaten. Der Sohn mußte schon in sehr jungen Jahren beim Heer als Offizier eintreten. Aber der ewige Kasernendienst gefiel ihm nicht. Seine Liebhaberei waren Musik und Dichtkunst. Außerdem hatte er eine besondere Vorliebe für die französische Sprache, woran übrigens die Eltern selbst schuld waren, da sie ihm eine französische Erzieherin und einen französischen Lehrer gegeben hatten.

Alles das konnte der König nicht verstehen. Der Sohn, so meinte er, sollte genau so sein wie der Vater. Er tappte er ihn über seinen Liebhabereien, so setzte es Schimpfworte und Schläge; ja es kam vor, daß der Vater den Sohn furchtbar mißhandelte; denn er war ein sehr jähzorniger Mann. Da wurde der Sohn auch recht trotzig und hartnäckig gegen den Vater. Das Verhältnis zwischen beiden wurde immer schlimmer, so daß der Sohn es nicht mehr länger aushielt und die Flucht zu ergreifen beschloß. Sein Plan war, während einer Reise mit seinem Freunde, dem Leutnant Ratte, nach England zu den Verwandten seiner Mutter zu entfliehen. Allein der Plan wurde verraten. Der König war wütend; er sah die Flucht des Sohnes als Fahnenflucht an, und auf solcher stand der Tod. So wollte er den Sohn erschießen lassen. Allein seine Generale stellten ihm doch vor, daß das unter keinen Umständen sein dürfe. Aber er mußte mit strenger Haft in Küstrin dafür büßen. Sein Freund Ratte ward hingerichtet; und das Ärgste für Friedrich war, daß die Hinrichtung vor den Fenstern seines Gefängnisses geschah und er dabei zusehen mußte. Im furchtbaren Schmerze fiel er in Ohnmacht; die Erinnerung an dies schreckliche Erlebnis seiner Jugend hat ihn zeitlebens nicht verlassen.

Doch wurde von da an das Verhältnis zwischen Vater und Sohn besser. Beide sahen ein, daß sie zu weit gegangen waren. Einen harten Eingriff in das Leben des Sohnes hat der Vater aber noch gemacht: er zwang ihn zur Heirat mit einer Prinzessin von Braunschweig-Bevern, die der Sohn nicht wollte. So hat er auch kein schönes Familienleben gehabt.

In den letzten Jahren seines Vaters hat Friedrich sich viel mit Regierungsgeschäften abgegeben und viel Umgang mit gescheiten und gelehrten Männern gepflogen. Und der Vater gewann die Überzeugung, daß er die Regierung einem würdigen Nachfolger hinterlasse. Im Jahr 1740 starb der Vater.

Friedrich war 28 Jahre alt, als er zur Regierung kam. Er war ein kleiner Mann von schwächlicher Gestalt; aber in dem gescheiten Gesicht blitzten ein paar große, blaue Augen, denen man es von weitem ansah, was für ein mächtiger Geist in dem zierlichen Körper wohnte.

Längst hatten die österreichischen Herrscher Preußens Anwachsen mißtrauisch betrachtet. Die Ansprüche Brandenburgs auf Teile Schlesiens nach dem Aussterben des dortigen Herrscherhauses hatte Oesterreich nicht anerkannt, sondern sich selbst als näheren Erben angesehen und das Land an sich gezogen. Kaum war Friedrich II. zur Regierung gekommen, so vollzog sich in Oesterreich ein Thronwechsel. Kaiser Karl VI. starb, und mit ihm starb der habsburgische Mannesstamm aus. Er hatte deshalb längere Zeit vorher ein Gesetz über die Thronfolge erlassen, das die weibliche Thronfolge in Oesterreich einführte. Seine einzige Tochter Maria Theresia sollte seine Nachfolgerin in den österreichischen Erblanden sein. Nicht als Kaiserin; denn da galt nur die männliche Thronfolge. Aber ihr Mann, Herzog Franz von Lothringen, trachtete nach der Kaiserkrone. Beide hatten einen gefährlichen Mitbewerber: den Kurfürsten Karl Albert von Bayern. Dieser glaubte ein näheres Anrecht auf die österreichischen Erbländer zu haben und strebte zugleich nach dem Kaiserthron. Friedrich benützte diese für Maria Theresia schwierige Lage und machte ihr den Vorschlag: Abtretung von Schlesien, dann Unterstützung gegen ihre übrigen Gegner. Maria Theresia war eine Frau, die das Herz auf dem rechten Fleck hatte: gescheit, mutig und ehrenhaft. Sie lehnte Friedrichs Vorschlag ab. Darauf rückte Friedrich 1741 in Schlesien ein und begann den ersten Schlesiſchen K r i e g. Leicht nahm er das Land ein; die schlesiſchen Protestanten empfingen ihn freudig. Ein österreichisches Heer schlug er bei Mollwitz. Nun regten sich auch die übrigen Feinde Oesterreichs: Bayern, Sachsen und Frankreich. Ihre Heere rückten nach Niederösterreich und nach Böhmen vor. In dieser Not kam für Maria Theresia Hilfe von ihren Ungarn. Trotzdem erlitt das österreichische Heer 1742 eine Niederlage gegen Friedrich bei Chotusitz. Der Frieden zu Breslau beschloß den ersten Schlesiſchen Krieg; Schlesien wurde preußisch. Ihrer übrigen Gegner wurde Maria Theresia leicht Herr; ihre Heere eroberten sogar München. Auch gelang es ihr, Sachsen auf ihre Seite zu ziehen und so ein Bündnis gegen Friedrich zustande zu bringen. Da mußte Friedrich

von neuem loszuschlagen und den zweiten Schlesiſchen Krieg beginnen. Er ſchlug die öſterreichiſchen Heere bei Hohenfriedberg, Soor und Keffelsdorf. Der Friede von Dresden endigte den Krieg; Friedrich blieb im Beſiße Schleiſens. Der bayriſche Kurfürſt Karl Albert war mittlerweile zum Kaiſer gewählt worden. Allein er durfte ſich nicht lange ſeiner neuen Würde freuen; er ſtarb frühe nach unglücklichem Kampfe gegen Öſterreich. Und nun wurde der Gemahl der Maria Thereſia, Franz, deutſcher Kaiſer; Karl Alberts Sohn war froh, daß er im Frieden ſein Land wieder zurückerhielt.

Abermals war Friedrich ſiegreich aus dem Kampfe hervorgegangen. Aber Schleiſen war für Öſterreich ein ſehr ſchmerzlicher Verluſt; und mehr und mehr wurde klar, daß es ſich bei dieſem Kampf im letzten Grunde darum handelte, wer Vormacht in Deutſchland ſein ſollte: Preußen oder Öſterreich? Daher waren die öſterreichiſchen Staatsmänner auch unabläſſig bemüht, ein Bündniß gegen Preußen zuſtande zu bringen. Frankreich war ſeit Jahrhunderten Öſterreichs Feind geweſen; jezt ſtellte es ſich auf ſeine Seite. Rußland war biß vor kurzem noch eine Macht geweſen, die für Europa kaum in Betracht kam. Unter Peter dem Großen aber hatte es die Oſtſee erreicht. Kaiſerin war damals Eliſabeth, eine Frau, die einen höchſt anſtößigen Lebenswandel führte. Friedrich hat oftmalß über ſie geſpottet; ſo war ſie leicht gegen ihn zu gewinnen. Die Sachſen ſtanden vorher ſchon auf Öſterreichs Seite, und nun ſchloß ſich auch Schweden an die Gegner Friedrichs an. Dieſer fand nur e i n e n Freund: England. Die Engländer ſahen damals die Franzoſen als ihre Hauptfeinde an. Denn Frankreich hatte ſich in Nordamerika und in Indien ein ungeheures Kolonialreich geſchaffen. Das hofften die Engländer ſich aneignen zu können, während Friedrich die Franzoſen in Europa beſchäftigte.

So ballte ſich eine ungeheure Macht gegen Preußen zuſammen. Es ſollte wieder zu einer kleinen Markgraſſchaft wie vor alters gemacht werden. Friedrich konnte nur ſeinen Gegnern zuvorkommen, ſobald er ihre Abſichten durchſchaute. Er marſchierte in Sachſen ein, und damit begann der Krieg, der ſieben Jahre — 1756 biß 1763 — dauern ſollte. Sachſen wurde ſchnell beſetzt, die ſächſiſche Armee bei Pirna gefangen genommen. Dann ſchlug er das öſterreichiſche Heer bei Lowoſitz in Böhmen, rückte vor Prag und errang im Angeſicht der Stadt einen glänzenden Sieg. Er war teuer erkauf mit dem Heldentode ſeines beſten Heerführers, des alten Grafen Schwerin. Aber nun kam ein Rückſchlag. Eine feindliche Armee eilte zur Rettung Prags herbei, und Friedrich erlitt eine ſchwere Niederlage bei Kolin. Aber das Große an ihm war, daß er aus jeder Niederlage ſich raſch wieder aufraffte.

Zu seinen bisherigen Feinden war ein weiterer getreten: das Deutsche Reich. Es war kein gefährlicher Feind. Zur Reichsarmee hatte jeder Reichsstand nach seiner Größe eine Anzahl Soldaten zu stellen; aber es fehlte an jeder einheitlichen Einübung und Leitung. Dazu lag den Leuten gar nichts an einem Kampf gegen den Preußenkönig. Auch das französische Heer war weit nicht mehr, was es unter Ludwig XIV. gewesen war. Mehr waren die Russen zu fürchten, die zwar noch nie auf einem europäischen Kriegsschauplatz aufgetreten waren, aber mit ihren großen Menschenmassen immerhin etwas ausrichten konnten. Ostpreußen war ihnen schutzlos preisgegeben. Die Schweden dagegen haben im ganzen Kriege nichts ausgerichtet; doch mußte Friedrich Truppen gegen sie in Pommern stehen lassen.

Wie ausgedehnt waren die Kriegsschauplätze! Der Hauptkampf war bisher in Sachsen, Schlesien und Böhmen gewesen. Nun mußte Friedrich aber auch die rheinischen Besitzungen gegen die Franzosen, Ostpreußen und die Mark gegen die Russen, Pommern gegen die Schweden schützen. Genau wie Deutschland im Weltkrieg, so mußte er damals seine Kräfte auf allen Flanken zersplittern.

Im Westen führten die Engländer den Krieg: nicht mit englischen Streitkräften, sondern mit angeworbenen Deutschen, hauptsächlich hannoverschen Truppen.*) Es war ihnen auch nichts am Siege Friedrichs gelegen. Sie ließen sich bei Hastenbeck von den Franzosen schlagen und wollten schon vom Kriege zurücktreten; aber Friedrich hat doch noch den englischen König dazu gebracht, am Bündnis festzuhalten.

Friedrich mußte nach der Niederlage bei Kolin sein Heer aus Böhmen herausziehen. Von allen Seiten stießen die Feinde vor: die Franzosen bis nach Thüringen; die Russen schlugen ein preussisches Heer; die Österreicher fielen in Schlesien ein, ja, ein österreichischer Reiterführer kam bis nach Berlin und besetzte die Stadt ein paar Stunden lang. Friedrich nahm zuerst den schwächsten Feind, Franzosen und Reichsarmee, aufs Korn. In der Gegend von Erfurt trat er mit seinem kleinen Heer der weitaus überlegenen feindlichen Macht entgegen. Die Franz

*) Am Anfang des 18. Jahrhunderts war in England die protestantische Linie des bisherigen Herrscherhauses Stuart zur Regierung gekommen; die katholische Linie aber war durch Parlamentsbeschluß ausgeschlossen. Mit dem Tod der Königin Anna war die englisch-protestantische Linie ausgestorben. Der nächste Verwandte aber war der Kurfürst Georg Ludwig von Hannover, ein Enkel jenes Friedrich von der Pfalz, den wir im 30jährigen Kriege kennen gelernt haben. Friedrich hatte eine englische Prinzessin, die Tochter des Königs Jakob I. von England, zur Frau gehabt. Georg Ludwig wurde als Georg I. zugleich König von England. Wohl war Hannover völlig von England getrennt, allein diese Verbindung gab doch den Engländern immer die Möglichkeit, in deutsche Verhältnisse hineinzureden. Seither sitzt das Haus Hannover auf dem englischen Königsthron; die Verbindung zwischen Hannover und England durch Personalunion ist geblieben bis 1837.

zosen waren des Sieges ganz sicher; allein mit Blitzesschnelle standen die Preußen in Reih' und Glied, und hinter einem Hügel hervor brach der Reiterführer General von Seydlitz mit einigen Reiterregimentern; im Sturm ging's auf die Franzosen los, die in eiliger Flucht kehrt machten und dabei der preußischen Infanterie und Artillerie in die Hände fielen. Die ganze Schlacht hatte nur ein paar Stunden gedauert. Eine Menge von Gefangenen, Kanonen und Fahnen fiel in die Hände der Sieger; nur ein paar Mann verloren die Preußen. Das war der Sieg bei K o s s a ch, und ganz Deutschland jubelte dem Mann zu, der einmal wieder den Franzosen den Meister gezeigt hatte. Damals sang man den Vers:

„Und wenn der große Friedrich kommt und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen.“

Nun ging's gegen die Österreicher. Diese hatten inzwischen einen großen Teil von Schlesien wieder erobert. Am 5. Dezember 1757 stieß Friedrich auf sie bei L e u t h e n. Den 90 000 Österreichern unter Karl von Lothringen hatte Friedrich nur 30 000 entgegenzustellen. Aber er wagte es; es hieß: siegen oder sterben. Die Schlacht begann auf dem einen preußischen Flügel mit einem mächtigen Geschützfeuer. Die Österreicher in der Meinung, hier drohe der Hauptangriff, warfen schnell ihre Hauptmacht dorthin. Jetzt aber ließ Friedrich seinen andern, stärkeren Flügel gegen den schwächeren Flügel der Österreicher vorstoßen, schlug ihn und kam der ganzen österreichischen Macht in die Flanke, so daß die Feinde jämmerlich geschlagen wurden und die Flucht ergriffen. Mit diesen beiden glänzenden Siegen war Friedrichs Ansehen wieder hergestellt und ganz Schlesien vom Feinde befreit. Das war das Jahr 1757.

Im folgenden Jahre besetzten die Russen Ostpreußen und kamen bis in die Mark Brandenburg herein. Sie machten's wie immer: da ward alles niedergebrannt und verwüstet, und die Bewohner auf das schrecklichste zu Tode gequält. Friedrich mußte sich jetzt gegen diesen Feind wenden. Der Anblick der furchtbaren Verwüstungen erfüllte seine Soldaten mit Wut und Ingrimm. Er selbst sagte: „Mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen“ und befahl, keine Gefangenen zu machen. Bei Zorndorf stießen die Heere aufeinander. Es war ein furchtbares Blutbad; aber der Kampf endigte mit einem großen Siege der Preußen. Die Mark und Ostpreußen wurden vom Feinde frei. Auch im Westen ging's besser: Ferdinand von Braunschweig schlug die Franzosen bei Grefeld und Minden. Allein das Jahr ging schlimm zu Ende: Friedrich ließ sich bei Hochkirch in Sachsen von den Österreichern überrumpeln. Zwar zog er sich in guter Ordnung zurück; aber es war eben doch eine

Niederlage, die ihm dazu einen seiner besten Heerführer, den Feldmarschall Keith, gekostet hat.

Schlimmer noch war das Jahr 1759. Die Russen fielen aufs neue in die Mark ein und vereinigten sich dort mit den Österreichern, die unter dem sehr tüchtigen Führer Laudon standen. Friedrich trat der feindlichen Übermacht bei Kunersdorf entgegen und erlitt eine sehr schwere Niederlage. Nicht lange nachher traf ihn ein neuer Schlag: ein preußisches



Der Choral von Leuthen.

Heer unter dem General Fink von Finkenstein wurde bei Maxau von den Österreichern gefangen genommen. Es war die schlimmste Zeit in Friedrichs Leben. Damals hat er die Verse gedichtet:

„Ich aber, vom Orkan bedroht,
Muß trotz dem drohenden Verderben
Als König denken, leben, sterben.“

1760 ging's etwas besser. Es gelang ihm ein Sieg über die Österreicher bei Liegnitz. Aber Berlin fiel vorübergehend den Russen und Charlottenburg den Österreichern in die Hände. Da errang Friedrich einen neuen entscheidenden Sieg bei Torgau; Sachsen fiel wieder in seine Hände.

1761 mußte sich Friedrich auf die Verteidigung beschränken. Er bezog ein festes Lager bei Bunzelwitz in Schlesien. Zum Kampf kam's dort nicht; wohl aber schlug Ferdinand von Braunschweig im Westen die Gegner. Aber ein böser Schlag traf ihn: in England kam ein neues Ministerium ans Ruder, das den Vertrag mit Friedrich nicht erneuerte; sogar Landabtretungen haben die Engländer ihrem Bundesgenossen zugemutet. — Aber darauf folgte ein unerwartetes Ereignis, das ihn aus der Not riß: die russische Kaiserin Elisabeth starb 1762. Der Nachfolger Peter III. schloß sofort Frieden mit Friedrich und war sogar zu einem Bündnisse bereit. Zwar dauerte seine Regierung nicht lange; er ward von seiner Frau gestürzt, die als Katharina II. den Thron bestieg. Allein auch sie erneuerte das Bündnis mit Friedrichs Feinden nicht. Nochmals errang Friedrich einen Sieg gegen die Österreicher bei Burkersdorf und eroberte Schweidnitz; die Russen räumten Ostpreußen und Pommern, die Franzosen im Westen wurden nochmals geschlagen, und nun hatte tatsächlich der Krieg ein Ende. Der Friede ward 1763 zu Hubertsburg geschlossen.

Friedrich hat in diesem Frieden zwar nichts gewonnen, nur seinen Besitzstand behauptet. Allein sein und seines Staates Ansehen ist unermesslich gestiegen: Preußen wurde eine europäische Großmacht. Ganz Deutschland hatte eine Freude an seinen Taten. Den Großen hat man ihn nach den beiden schlesischen Kriegen genannt; den Einzigen nannte man ihn jetzt.

Den größten Gewinn aus dem Kriege trugen die Engländer davon. Ist doch der Siebenjährige Krieg nur ein Ausschnitt aus dem großen Kriege, den über hundert Jahre lang Franzosen und Engländer um die Weltherrschaft miteinander führten. Die Franzosen hatten bis dahin große Besitzungen in Kanada und den heutigen Vereinigten Staaten; ebenso in Ostindien. Während sie in Deutschland gegen Friedrich im Felde standen, haben ihnen die Engländer alle ihre Besitzungen in Nordamerika und einen großen Teil ihrer indischen Gebiete weggenommen. Und als die Engländer ihren Raub in der Tasche hatten, ließen sie den Bundesgenossen im Stich; es war ihnen ganz recht, wenn er sich verblutete. Friedrich hat sie damals durchschaut und erklärt: mit den Engländern könne man überhaupt kein Bündnis schließen.

Friedrich war bei Beendigung des Krieges erst 51 Jahre. Aber er war alt geworden in dieser Zeit. Er hatte unerhörte Strapazen durchgemacht und mit seinen Soldaten Anstrengungen und Entbehrungen geteilt. Sein feuriger Geist und sein unbeugsamer Wille haben standgehalten und die Schwäche des Körpers überwunden. Den alten Fritz nannte man ihn von da an. Er schrieb einmal: „Unser Kriegsruhm ist

sehr schön, aus der Ferne gesehen. Aber wer Zeuge ist, in welchem Jammer und Elend dieser Ruhm erworben wird, unter welchen körperlichen Entbehrungen und Anstrengungen, in Hitze und Kälte, in Hunger, Schmutz und Blöße, der lernt über den Ruhm ganz anders urteilen. Schon seit vier Jahren habe ich auf das Abendessen verzichtet, da es sich mit der Lebensart, die ich zu führen gezwungen bin, nicht verträgt, und an den Marschtagen besteht mein Mittagessen in einer Tasse Schokolade. Ich schwöre Ihnen, es ist ein Hundeleben. Dieses ganze Treiben, all diese Unordnung, die kein Ende nimmt, hat mich so alt gemacht, daß Sie mich kaum wieder kennen werden. Auf der rechten Seite des Kopfes ist mir das Haar ganz grau. Meine Zähne zerbrechen und fallen aus. Mein Gesicht ist runzlig wie die Falten eines Weiberrocks, mein Rücken ist gekrümmt wie ein Fiedelbogen.“

Was für Schäden hatte der Krieg angerichtet! Deutschland war wieder der Tummelplatz für die Heere Europas geworden. Vor allem das preussische Land. Deshalb wollte Friedrich von Festlichkeiten und Friedensfeiern nichts wissen. Ganz in der Stille kam er nach Berlin. Ein paar Tage darauf ließ er in Charlottenburg in der Schloßkirche einen Gottesdienst halten. Da war der ganze Sängerkhor mit voller Musik erschienen, und alle dachten, es würde eine glänzende Versammlung sich einstellen. Aber zuletzt ging die Türe zum königlichen Stuhl auf, und der König kam ganz allein. Er setzte sich und winkte mit der Hand — und wie von hundert Engeln gesungen brauste es durch die Kirche: „Herr Gott, dich loben wir.“ Da wurden dem König die großen Augen dunkel; die Tränen quollen hervor, und er bedeckte das Gesicht mit der Hand.

Nun ging er an die Arbeit, um die Schäden des Krieges zu heilen. Und wie hat er gearbeitet! Morgens stand er meist um vier Uhr auf; die Arbeit dauerte den ganzen Tag. Seine einzige Erholung war das Mittagessen, wobei er gerne mit gescheitern und gelehrten Männern zusammen war und mit ihnen ein geistreiches Gespräch führte; oder abends ein Konzert, bei dem er selbst die Flöte blies.

Welchen Geldaufwand hat der Krieg verursacht! Die besetzten feindlichen Länder mußten viel aufbringen, aber auch die eigenen Untertanen waren mit Steuern hart angelegt. Viele Kostbarkeiten aus dem königlichen Schlosse wanderten in die Münze. Und nun hieß es: die Wunden heilen! Zu dem Ende mußten sämtliche Erwerbszweige wieder gehoben werden. Zuerst die Landwirtschaft. Da fehlte es an Zugtieren, an Saatfrucht, an Menschenkraft; viele Häuser und Dörfer lagen in Schutt und Asche. Aber in den Heeresmagazinen lagerte noch Getreide, und Pferde für Reiterei und Artillerie waren noch genug da. So gab der König seinen Bauern Pferde und Saatfrucht. Er ließ die Häuser

aufbauen und holte von anderen Ländern Ansiedler herbei und gab ihnen Land zum Bebauen. Zu beiden Seiten der Oder und Warthe gab's sumpfiges Land genug, das unbebaut dalag; Bruch nennt man dort ein solches Sumpfland. Da ließ der König durch hohe Dämme (Deiche) das Land vor weiteren Überschwemmungen sichern. Dann ließ er Gräben ziehen und das Wasser im Bruche ableiten. Der Boden war ausgezeichnet; bald erhoben sich stattliche Bauernhöfe, wuchsen üppige Ernten und fettes Gras. Auch auf den Kartoffelbau hat er gedrungen. Das war damals etwas Neues; manchmal hat er mit Gewalt den Bauern die Kartoffel aufnötigen müssen.

Nicht weniger hat Friedrich für den städtischen Bürger gesorgt und dazu geholfen, daß Handwerk, Industrie, Handel und Verkehr in Blüte kamen. Porzellan, Wolle, Baumwolle, Seide, Papier, Leinwand — alle diese Gewerbszweige blühten auf. Durch die Gründung der Emdener Kompanie förderte er auch den Seehandel. Natürlich wurden dadurch auch die Staatseinnahmen vermehrt. Außerdem führte er sogenannte Staatsmonopole ein, d. h. das alleinige Recht des Staates gewisse Fabrikationszweige zu betreiben und den Gewinn daraus zu ziehen. Auch Nahrungs- und Genußmittel wie Fleisch, Bier, Wein wurden besteuert. Das machte viel böses Blut; allein nach dem Siebenjährigen Krieg mußten eben um jeden Preis höhere Staatseinnahmen geschaffen werden. An die Spitze der Steuerverwaltung stellte er meist Franzosen, denen er eine besondere Befähigung zu solchen Steuergeschäften zutraute. Darin hat er sich getäuscht. Er sah ein, daß diese Leute nur für ihre Tasche schafften; darum hat er sie „Schurkenzeug“ genannt und nach und nach wieder entlassen. Von seinen Beamten erwartete Friedrich etwas Besseres: unbedingte Pflichttreue. Schon von seinem Vater war's jedem Beamten aufs strengste eingepreßt worden, daß er gewissenhaft, uneigennützig, unbestechlich sein muß und keinen Pfennig in die eigene Tasche schieben darf, wenn ihm schon viele Tausende durch die Hand gehen. Unter Friedrich war's nicht anders. Die Beamten wurden spärlich bezahlt; aber pflichttreu mußten sie sein. Und dies Vorbild hat auch auf andere deutsche Staaten gewirkt. Daß wir in Deutschland einen uneigennütigen und unbestechlichen Beamtenstand haben, so ganz anders als in Rußland, Italien, Rumänien, den Vereinigten Staaten, das verdanken wir den beiden ersten preussischen Königen.

Ganz besonders viel war dem König an einer richtigen Rechtspflege gelegen. Die Folter hat er sogleich abgeschafft. Ein allgemeines Gesetzbuch hat er von hervorragenden Rechtsgelehrten ausarbeiten lassen. Strengstens hielt er daran fest, daß vor dem Gesetz alle gleich sind, daß selbst der König keinen Vorzug haben darf vor dem geringsten

seiner Untertanen. Der Müller Arnold war mit der Zahlung seiner Erbpacht im Rückstande geblieben und sollte darum sein Eigentum verlieren. Er behauptete aber, ein Karpfenteich, den der Landrat von Gersdorf oberhalb der Mühle angelegt, habe ihm das Wasser genommen. Die Sache kam vor das Gericht, und die Richter entschieden zu ungunsten des Müllers, da sein Vorbringen offenbar eine Ausrede war. Friedrich aber war von dem Rechte des Müllers überzeugt, hob das Urteil auf und entließ den obersten Richter. Er hatte zwar in diesem Falle Unrecht und hat das auch später eingesehen; allein daraus, daß er so handelte, ist doch zu ersehen, wie sehr er darauf bedacht war, daß ohne Ansehen der Person Recht gesprochen werde. — Als er sich bei seinem Schlosse Sanssouci einen Park anlegte, stand ihm eine Windmühle ungeschickt im Wege. Er hätte die Mühle gerne angekauft und das Gelände zu seinem Parke geschlagen. Er ließ daher den Müller kommen und bot ihm eine schöne Summe. Dieser aber erklärte, die Mühle sei ihm überhaupt nicht feil; hier haben seine Vorfahren gehaust, und das Erbe seiner Vorfahren verkaufe er nicht. Der König bot ihm immer mehr; der Müller blieb bei seiner Weigerung. Da sagte der König endlich erzürnt: „Weiß Er was? Ich lasse die Mühle einfach schätzen, zahle Ihm das Geld und nehme Ihm Seine Mühle.“ Da lächelte der Müller und sagte: „Dann würde ich eben Euer Majestät beim Kammergericht in Berlin verklagen und würde Recht bekommen.“ Der König erwiderte kurz: „Er hat Recht“ — und ließ dem Mann die Mühle. Heute noch steht die Windmühle als Denkmal der Gerechtigkeitsliebe des großen Königs.

Ein frommer Christ war Friedrich nicht; aber ein ungläubiger Mensch war er auch nicht. Er glaubte an einen Gott, dem er einst Rechenschaft schuldig sei; nur konnte er nicht alles annehmen, was die Kirche lehrte. Er war außerordentlich duldsam gegenüber anderen Glaubensüberzeugungen und hat mit dem Grundsatz religiöser Duldsamkeit in seinem Staate völligen Ernst gemacht. „In meinen Staaten,“ sagte er, „soll jedermann nach seiner Fassung selig werden.“ So wurde Preußen der erste Staat in Europa, in dem völlige Religionsfreiheit herrschte. Der Jesuitenorden wurde damals aus vielen Ländern ausgewiesen; er, der Protestant, hat ihn geduldet.

Das Heer hat er immer schlagfertig erhalten. Die allgemeine Wehrpflicht blieb jedoch nur teilweise bestehen; er hat daneben angeworbene Soldner ins Heer eingestellt. Zu Offizieren hat er nur Adelige gemacht. Die Adelligen standen lange Zeit in innerem Widerstreben gegen den Staat, von dem sie nur Rechte begehrtten, ohne Pflichten auf sich zu nehmen. Friedrich aber wollte ihnen eine Pflicht für den Staat auflegen, indem er sie zu Offizieren machte; dazu, meinte er, taugen sie, die frühe-

ren Ritter, am besten. Das ist damals von vielen als eine harte Pflicht empfunden worden; aber der König ließ nicht nach, sondern forderte ohne weiteres die Söhne der Adelligen als Offiziere. Seither ist beim preussischen Adel der Offiziersdienst ganz gebräuchlich und aus der Pflicht nach und nach ein Vorrecht des Adels geworden, das aber in unserer Zeit mehr und mehr aufgehört hat. Noch im Jahre 1870 sind alle großen Heerführer Adelige gewesen; im Weltkrieg aber ist schon eine schöne Anzahl von bürgerlichen Namen darunter. Friedrichs Grundsätze waren: der Staat muß für die Bürger sorgen wie ein Vater für die Kinder. Nicht bloß befehlen und verbieten und strafen soll er, sondern die Bürger schützen nach außen (das Heer) und nach innen (die Rechtspflege) und ihnen für ihr Gedeihen so viel als möglich behilflich sein (die Verwaltung). Der Beamte hat sich zu richten nach bestimmten Ordnungen (die Gesetze). Unter den Beamten und Dienern des Staates ist der König der erste. Er war unumschränkter Herrscher; er wollte alles für das Volk, aber nichts durch das Volk tun. Wie viel Gutes konnte aber ein solch gescheiter, wohlmeinender, aufopfernder Mensch wie er schaffen!

Friedrich konnte sein Land noch weiter vergrößern. Schon vor dem Siebenjährigen Kriege erhielt er Ostfriesland mit Emden; damit hat Preußen an der Nordsee festen Fuß gefaßt. Dann aber hat er durch die Teilung Polens Westpreußen erhalten. Polen war bis dahin ein großes Königreich von der Ostsee bis ans Schwarze Meer gewesen. Aber es war ein Wahlkönigreich, und die eigentlichen Herren waren die Adelligen, die sogenannten *Schlachzizen*. Von einer geordneten Regierung war keine Rede; das niedere Volk verkam in Schmutz und Faulheit. Auch gab es häufige Revolutionen, durch die Polen eine beständige Bedrohung für seine Nachbarn bildete. Rußland, das längst weiter nach Westen strebte, hatte schon die völlige Eroberung und Aneignung des Landes ins Auge gefaßt. Das hinderte Friedrich, und nun haben 1772 die drei Nachbarn Preußen, Rußland, Osterreich dies Land unter sich geteilt: Preußen nahm Westpreußen, Rußland Livland und Osterreich Galizien. Westpreußen hatten die Polen früher dem deutschen Orden abgenommen. Aber sie verstanden nicht das Land zu verwalten, sondern ließen es verlottern und herunterkommen. Wenn aber eine Regierung ein Land nicht verwalten kann, dann hat sie auch kein Anrecht mehr darauf. Dem alten Fritz war dies Land hochwillkommen; denn dadurch wurde die Lücke zwischen Pommern und Ostpreußen ausgefüllt. Er tat alles, um das Land zu heben, Ordnung hineinzubringen, Gewerbe, Handel, Landwirtschaft zu fördern. Er hat Westpreußen als eine Wüste überkommen und hinterließ es als blühendes Land.

So erhielt Preußen eine günstigere Gestalt. Die große Masse des Landes: Brandenburg, Pommern, West- und Ostpreußen, Schlesien hing zusammen und nur die Besitzungen am Rhein und Ostfriesland waren getrennt. Über jede Provinz setzte Friedrich einen Minister, der die ganze Regierung in der Hand hatte. Aber er entschied zuletzt. Alle wichtigen Dinge gingen an ihn und wurden von ihm meist durch kurze, oft recht derbe Randbemerkungen erledigt. Einst bat ihn einer um die Erlaubnis zur Einrichtung einer Schnapsbrennerei. Friedrich schrieb an den Rand: „Ich will's den Teufel tun; ich wollte, daß das giftige Zeug gar nicht erfunden wäre!“ Was für eine Riesenaufgabe! Die konnte nur ein Mann von so großem Geist und so ungeheurer Arbeitskraft bewältigen; kam aber einmal ein anderer dran, dann ging's nicht mehr.

In seinem Alter wurde er recht einsam. Seine alten Freunde und Diener starben vor ihm, und an andere konnte er sich nicht mehr anschließen. Aber gearbeitet hat er von früh bis spät. Noch am Tag vor seinem Tode stand er, obgleich schon krank, um fünf Uhr zur Arbeit auf. Am andern Tag wollte er um vier Uhr geweckt sein; aber noch früher meldete sich der Tod. Um zwei Uhr morgens am 16. August 1786 starb er.

Sein Ansehen war unermesslich. Man war auch im übrigen Deutschland, wie Goethe sagte, „gut Frigisch“ gesinnt. Ein schwäbischer Bauer rief bei der Nachricht von seinem Tode: „Wer wird nun die Welt regieren?“ — Er hat Preußen zur Großmacht gemacht. Damit kam wohl der Gegensatz zu Osterreich; aber zugleich wurde dadurch erst Preußen in den Stand gesetzt, im vorigen Jahrhundert an die Spitze Deutschlands zu treten. Ohne Friedrich II. kein einiges Deutschland. Während seiner Regierung und zum Teil durch seine Tätigkeit ist Schwedens und Frankreichs Macht gesunken, Rußland und England aber gestiegen. Er war einer der größten Männer, die Deutschland hervorgebracht hat. Neben allem, was er als Staatsmann, als Heerführer, als Landesvater geleistet hat, hat er noch als Schriftsteller ungemein viel gearbeitet; nur hat er nicht Deutsch geschrieben, sondern Französisch. Aber eine Menge von Werken hat er verfaßt: über Geschichte, Politik, Weltweisheit; selbst Dichter und Lieddichter war er. Wie er über das Vaterland gedacht hat, mögen folgende Worte zeigen: „Wohl dem, der für sein Vaterland arbeiten kann! Ja, ich bekenne, daß ich dir alles verdanke; ich bin innig und unauflöslich an dich gekettet; meine Liebe und Dankbarkeit werden nur mit meinem Leben aufhören; dieses Leben selbst ist dein Geschenk; wenn du es von mir zurückverlangst, werde ich es dir mit Freuden opfern. Für dich sterben, heißt im Andenken der Menschen ewig leben; ich kann dir nicht dienen, ohne mich mit Ruhm zu bedecken..“

9. Soldatenleben im achtzehnten Jahrhundert.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege sind die stehenden Heere entstanden. Die Heere wurden nicht erst im Kriegsfall zusammengebracht und aufgestellt; sondern das Heer war im Frieden schon da und wurde im Kriege nur vermehrt und ergänzt.

Das ist von Ludwig XIV. ausgegangen; in Frankreich hat das Wett-rüsten begonnen. In Deutschland hat der Große Kurfürst angefangen; aber von da an sind nach und nach die stehenden Heere von allen deutschen Landesherren eingeführt worden. Der Große Kurfürst hat einen Anfang mit der allgemeinen Wehrpflicht gemacht; ebenso sein Enkel Friedrich Wilhelm I. Aber die Hauptmasse des Heeres kam eben durch Werbung zusammen. Im preussischen Heere hat man nach Friedrich Wilhelm I. von der allgemeinen Wehrpflicht wieder abgesehen, und in andern deutschen Ländern ebenso.

Zur Werbung haben die Regierungen ihre Werbeoffiziere ausgesandt, teils ins eigene Land teils in fremde Länder. Da ging's oft gar gewalttätig und betrügerisch zu. Wenn einer ein wohlgewachsener, kräftiger, großer Bursche war, der mochte sich hüten, vor allem vor den preussischen Werbemännern. Mit Besorgnis sahen's die Eltern, wenn ein Sohn stattlich heranwuchs. „Wachse nicht, sonst fangen dich die Werber!“ so hieß es manchmal. Gewöhnlich machten's die Werber so: sie luden den jungen Menschen ein mit ihnen zu trinken, machten ihn betrunken und gaben ihm Handgeld. Damit hatte er sich verpflichtet. Wachte er am andern Tage auf aus seinem Rausche, dann war er schon verkauft. Weigerte er sich dennoch, so wurde er als Gefangener behandelt, zur nächsten Garnisonsstadt geführt und dort als Soldat eingekleidet. Genau so machen's heute die französischen Werber, die für die Fremdenlegion im besetzten Gebiete und in den angrenzenden Gegenden junge Leute zu fangen suchen. — Wer freiwillig damals zum Heere ging, der war meist nicht viel nütze. Das waren Faulenzer, Tagediebe, Verbrecher. Denn im Heeresdienst war nichts Schönes; ein ordentlicher Mensch ging nicht hin, wenn er nicht mußte. Dazu war der Soldat von der übrigen Bevölkerung gehaßt und verachtet. Das kam noch vom Dreißigjährigen Kriege her.

Anfangs haben die Landesherren die Soldaten in Bürgerhäusern einquartiert. Das tat aber nicht lange gut. Dann erbaute man Kasernen. Dort hatte der Soldat kein schönes Leben. Er bekam täglich einen ganz kleinen Sold und Kommissbrot. Vom Solde mußte er sich sein Essen



Friedrich der Große



Stieten, vor seinem König sitzend. Nach Eshodowiczi

kaufen, mußte seine Kleider im Stande halten, seine Wäsche waschen, Putzmittel kaufen usw. Damals hat's geheißen:

„Ach ich armer Werbsoldat,
Der nur des Tags drei Kreuzer hat
Und anderthalb Pfund Brot,
Wie leid ich schwere Not!
Ums Geld laß ich mir waschen
Mein Hemd und mein' Gamaschen,
Und wenn ich das nicht tu,
Krieg ich noch Schläg dazu.“

Und an Schlägen fehlte es auch sonst nicht. Der Dienst war streng. Das eigentliche Exerzieren hat erst in dieser Zeit angefangen. In Preußen besonders mußten die Gewehrgriffe pünktlich geübt werden, daß alles wie auf einen Schlag ging, der Gleichschritt der Regimenter, das Schießen. Immer stand der Offizier oder Unteroffizier mit dem Stöcke daneben und schlug beim geringsten Versehen drein ohne Gnade. Dazu mußte die Uniform immer im Stande gehalten und peinlich sauber sein. Das war keine Kleinigkeit; denn mit Ausnahme des blauen Rockes war die ganze Uniform, auch das Lederzeug, weiß, und da durfte kein Flecken daran sein. Auch war die Uniform, namentlich zur Parade, eng. Die ledernen Hosen mußten ganz prall anliegen, ohne eine Falte zu werfen; die steife Halsbinde mußte fest angezogen sein. So war der Anzug überaus beschwerlich zu tragen. Und neben aller Anstrengung und Quälerei im Dienste die Roheit unter den Kameraden. Wenn ein junger Mensch aus gebildetem Stande das Unglück hatte unter die Werber zu fallen, so konnte er es in dieser Umgebung schier nicht aushalten. War's da zu verwundern, wenn viele darnach trachteten, bei nächster Gelegenheit sich durch die Flucht dem verhaßten Dienst zu entziehen? Aber es waren furchtbare Strafen auf die Fahnenflucht gesetzt. Vor allem das Spießrutenlaufen. Da wurden 200 Mann in zwei Reihen einander gegenübergestellt, jeder mit einem starken Meerrohr in der Hand. Der eingefangene Flüchtling mußte mit entblößtem Oberkörper in langsamem Schritte durch die Gasse laufen, und die andern hatten den Befehl tüchtig daraufzuschlagen. Dazu wirbelten die Trommeln, um die Schmerzensschreie des Unglücklichen zu übertönen. Schon nach einmaligem Gange durch die Gasse war der Rücken des Unglücklichen von Blut überströmt; aber nun mußte er vielleicht zehnmal und öfter durch die Gasse laufen, und am andern Tage nochmals daran. Da sind viele nicht bloß ohnmächtig zusammengebrochen, sondern tot liegen geblieben.

Es waren nicht die schlechtesten Leute, die sich diesem Leben durch die

Flucht zu entziehen trachteten. Deshalb wandte sich auch die allgemeine Teilnahme dem Fahnenflüchtigen zu. Heute ist Fahnenflucht ein schimpfliches Verbrechen; wer es verübt, der fällt mit Recht der allgemeinen Verachtung anheim; denn er verrät sein Vaterland. Aber der damalige Soldat diente nicht seinem Vaterlande; man hatte ihn ja gezwungen in die Uniform gesteckt und genötigt, einem fremden Lande und Landesherrn



Soldaten aus der Zeit Friedrich des Großen.

zu dienen. So litt er als Soldat oft furchtbar unter dem Heimweh. Wie damals die Fahnenflucht angesehen war, das zeigen uns am besten die drei Volkslieder: „Zu Straßburg auf der Schanz“, „O Straßburg, o Straßburg“ und „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang“.

Darum war auch im Krieg die Gefahr, daß die Heere auseinander liefen. Deshalb mußten sie auf dem Marsche und im Lager immer streng bewacht werden. Besser ist es nach und nach in Preußen geworden. Die großen Taten Friedrichs des Großen, sein Kriegsglück gegenüber von einer Welt von Feinden und seine bezaubernde Persönlichkeit haben unter den Soldaten doch eine große Anhänglichkeit an den König hervorgerufen; und auch unter der übrigen Bevölkerung wuchs in dieser Zeit das Ansehen und die Achtung vor dem Soldaten. (Vgl. Lessings Minna von Barnhelm.)

10. Die Fürsten der Kleinstaaten im 17. und 18. Jahrhundert.

Ludwigs XIV. Vorbild hatte Nachahmung gefunden bei deutschen Fürsten. Nicht in dem Bestreben, sein Land nach außen groß und angesehen und mächtig zu machen; wohl aber in der Pracht, der Verschwendung, der Sittenlosigkeit und in dem unumschränkten Regiment, das er führte. Es gab nicht wenig deutsche Fürsten, die Ludwig XIV. im Kleinen sein wollten.

Da war *Eberhard Ludwig* von Württemberg. Er gründete die Stadt Ludwigsburg und baute sich dort nach dem Vorbilde des Versailler Königsschlusses ein großartiges Schloß, aufs prächtigste ausgestattet; er und mehrere seiner Nachfolger haben in diesem Schlosse unter ungeheurem Aufwand Hof gehalten. Überall entstanden solche Schlösser, umgeben von großen Parken nach französischem Muster. So baute *Karl Theodor* von der Pfalz sein Schloß in Schwetzingen, *Karl Albert* von Bayern Nymphenburg und Schleißheim, der Landgraf von Nassau *Wilhelmshöhe* bei Cassel; der Markgraf *Karl Wilhelm* von Baden baute mitten im Walde ein Jagdschloß, *Karlsruhe* genannt; um das Schloß herum legte er eine Stadt und machte sie zur Residenz. Auch die geistlichen Fürsten wollten nicht zurückbleiben. Ein Fürstbischof von Würzburg erbaute sich das dortige prächtige Schloß und Schloß und Park zu *Weitshöchheim*. Überall in deutschen Landen erhoben sich prächtige Bauten nach dem Vorbild Ludwigs XIV.; doch nicht in slavischer Nachahmung, sondern mit eigenen künstlerischen Gedanken.

Am tollsten aber hat es *Kurfürst Friedrich August* von Sachsen getrieben. Er war mit einer wahren Riesenkraft ausgestattet, so daß er Hufeisen und harte Eiser mit der Hand zerbrechen konnte; daher führt er in der Geschichte den Namen *August der Starke*. Da ihm Sachsen zu klein war und er gern den Königstitel gehabt hätte, so bewarb er sich um den polnischen Königsthron, der damals erledigt war. Und mit großem Geldaufwande gelang es ihm auch zum König gewählt zu werden. Doch war e i n e Bedingung dabei: er mußte katholisch werden. Das machte ihm nicht viele Bedenken. Der sächsische Kurfürst hatte bisher als Haupt der Evangelischen im Reichstag gegolten; aber er schwur seinen evangelischen Glauben ab und nahm den katholischen Glauben an: wie er sagte aus Überzeugung, in der Tat um die polnische Königskrone zu erlangen. Er hat damit ein großes, weitläufiges Gebiet gewonnen. Aber das Land war aufs äußerste heruntergekommen. August hat viel

Geld in dies Abenteuer hineingesteckt. Im Lande wurde dadurch nichts gebessert; wohl aber wurde Sachsen dadurch in die große europäische Politik und in den großen Nordischen Krieg zwischen Karl XII. von Schweden und Rußland hineingezogen. — An seinem Hofe in Dresden ging es nicht bloß überaus prächtig und großartig, sondern auch überaus sittenlos und liederlich zu. Neben seiner rechtmäßigen Gemahlin hatte er eine große Anzahl von beständig wechselnden Geliebten; und seinem Vorbilde folgte die ganze Hofgesellschaft. Rauschende Festlichkeiten, alle mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, waren an der Tagesordnung; immer Neues erfanden die Hofbeamten, um die Sinne zu reizen.

Zum Hofstaate Augusts gehörte eine ganze Heerschar von Menschen. Da waren beim Oberhofmarschallamte der Oberhofmarschall, der Hofmarschall, 82 Kammerjunker, 20 Pagen zur Aufwartung bei der Tafel, 6 Jagdpagen; dann die Hofjägerei mit ihren Parforce- und Leibjägern; die Hofkapelle, die äußerst zahlreich war; denn der Kurfürst hatte eine italienische Oper, eine deutsche Kapelle, eine französische Oper, eine polnische Oper, eine Jagdkapelle und ein Korps Hoftrompeter; das waren im ganzen etwa 150—180 Musiker. Dann eine unendliche Zahl von Lakaien, Heiduken, Läufern, Stubenheizern, Kammer- und Küchenmägden. Unter der königlichen Dienerschaft waren neun Freimohren und zehn Sklavenmohren. Außerdem vier Hofjuden, die für die Geldbeschaffung eine sehr wichtige Rolle spielten usw. — Dem Oberschenken unterstanden der Haus-, Keller- und Weinmeister in Torgau, eine Anzahl von Weinküfern und Hofmundschenken. — Der Oberküchenmeister regierte über vier Küchenmeister, vier Mundköche, acht Hofköche, mehrere Brat- und Backmeister, Hofkonditoren, Gemüsegärtner, Rauchmeister, Futtermarschälle, Silberkammerer, Silberdiener, Hoffischmeister. — Zur Oberkammer gehörten der Oberkammerherr, 102 Kammerherren, der Weichtvater mit drei Kaplänen, sieben Leibärzte, vier Leibbarbiere, acht geheime Kammerer, acht Kammerdiener, vier Kammernohren und vier Kammerzwerge; der Hofarchitekt, ein Ingenieuroberst, Major und Hauptmann. — Unter dem Oberstallmeister standen die Stallmeister, Weiritter, Futtermarschälle, Küstknechte, Wagenmeister, Rosärzte, Maultierschirrmeister, Hofzieler, Hofarmbrustierer, Stallsporer, Sattler, Wagner, Schmiede. — Dem Oberjägermeister gehorchten die Oberforst- und Wildmeister, die Oberhofjäger, Wildmeister, Jagdpagen, Jagdbesuchknechte, Leibschützen, Büchsenspanner, Jagdpfeifer, Jagdmaler, Jagdstaffierer, Jagdglafer, Jagdabschreiter, Jagdbarbierer, Hundeknechte bei den Leibhunden, Rüden, englischen Doggen, Windhunden; die Fasanenwärter, Löwenwärter, Auerochsenwärter, Bärenwärter.

Unter dem Oberfalkenmeister standen der Falknereihauptmann, der Falkenmeister, mehrere Falkeniere, Falken- und Schwanenwärter. Zu dem Hofstaate gehörten ferner die Kavaliergarde von 120 Mann, die Garde du Corps mit 600 Mann, die Schweizergarde mit 80 Mann. Das geheime Kabinett bildeten zwölf Kabinettminister, zwei Assessoren, vier Sekretäre, fünf Registratoren und sechs Kanzlisten. Daneben stand das geheime Ratskollegium mit sechs wirklichen Geheimeräten, vier weiteren Geheimeräten, dreizehn Titulargeheimräten, fünfzehn geheimen Referendaren, vier Sekretären, fünfzehn Kanzlisten.

So brauchte der Fürst allein für seine persönlichen Bedürfnisse und Liebhabereien Tausende von Menschen; dazu kam noch der Hofstaat der Kurfürstin, der Kurprinzen und der Kurprinzessin. Ferner befand sich in der Hauptstadt Polens, in Warschau, eine Menge von Großämtern und Großwürdenträgern, die Sachsen zum Teil auch noch bezahlen mußte. Alle diese zum größten Teile unnützen Menschen, die noch dazu für ihre Familie, ihre Verwandtschaft, ihre Freunde sorgen wollten, mußten vom Lande bezahlt, verköstigt, unterhalten werden. Das mußte zu einer über die Maßen starken Anspannung der Steuerschraube und zu einer förmlichen Veralterung des Volkes führen — und alles nur für das Vergnügen des e i n e n Mannes und seiner Spießgesellen!

Eine ähnliche Hofhaltung führte einer der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach; dieser schoss einmal seiner schönen Geliebten zuliebe einen Kaminfeger vom Dache herunter, da sie gerne einmal einen Menschen vom Himmel herunterfallen sehen wollte, und fertigte dann die trostlose Witwe des Getöteten mit fünf Talern ab!

Beinahe ebenso schlimm wie August der Starke von Sachsen trieb es eine Zeitlang der Herzog K a r l E u g e n von Württemberg. Sein Vater Karl Alexander war gestorben, als der Sohn erst neun Jahre alt war. (Karl Alexander war katholisch geworden und seine Söhne auch.) So regierte ein Vormund für ihn. Er hat sich in Berlin unter den Augen Friedrichs II. für seinen Regentenberuf ausgebildet. Er hätte keinen besseren Lehrmeister haben können. Als er in seinem sechzehnten Jahre mündig gesprochen wurde, gab ihm Friedrich einen Aufsatz voll guter Lehren mit. Darin heißt es u. a.: „Glauben Sie nicht, daß Württemberg für Sie da sei; seien Sie vielmehr überzeugt, daß die Vorsehung Sie in die Welt kommen läßt, um Ihr Volk glücklich zu machen. Setzen Sie daher stets sein Wohl höher als Ihre Vergnügungen; denn wenn Sie in so zartem Alter Ihre Lust dem Wohle Ihrer Untertanen aufzuopfern vermögen, dann werden Sie ihre Freude, ja die Bewunderung der Welt sein.“ — Karl hat seinem Lehrmeister keine Ehre gemacht. Er glaubte, er sei dazu da, um das Leben zu genießen. Das tat er in vollen

Zügen. An seinem Hofe riß ein üppiges, lieberliches, ausschweifendes Leben ein. Seine Frau, eine Verwandte Friedrichs des Großen, trennte sich von ihm. Er umgab sich mit schlechten Ratgebern. Der eine war der Oberst Kieger. Damals brach der Siebenjährige Krieg aus, zu dem Karl gegen französische Geldzahlung 6000 Mann stellte. Die Leute mußten durch Werbung zusammengebracht werden. Freiwillig gingen sie nicht; also wendete Kieger Gewalt an. Man holte die jungen Leute aus der Werkstatt, vom Pflug weg, aus den Betten, ja selbst aus der Kirche. Viele liefen davon oder meuterten, so daß der Herzog einige von ihnen hinrichten ließ. Solche Soldaten konnten keine Heldentaten verrichten. In der Schlacht bei Leuthen liefen sie davon. Abermals brachte Kieger 12 000 Mann zusammen, die der Herzog selbst anführte. Aber sie wurden in der Gegend von Fulda von Ferdinand von Braunschweig auseinandergejagt.

Der andere schlimme Ratgeber war Graf Montmartin, der erste Minister. Der sollte auf alle Weise Geld schaffen für des Herzogs Liebhabereien. Er und sein Spießgeselle, der Unteroffizier Wittleder, den der Herzog zum Kirchenratsdirektor machte, fanden die Mittel und Wege dazu. Sie richteten einen förmlichen Ämterhandel in Ludwigsburg ein. Da konnte man alle Ämter vom Nachtwächter hinauf bis zum höchsten Amt kaufen. Nach Fähigkeit wurde nicht gefragt.

Nun gab es ja in Württemberg eine Art Volksvertretung, die Landschaft, der durch den Tübinger Vertrag unter Herzog Ulrich bestimmte Rechte eingeräumt worden waren. Gegen alle Bestimmungen dieses Vertrags hatte sich Herzog Karl gröblich verfehlt. Für die Zwecke des Kriegs ließ der Herzog die Landschaftskasse mit Gewalt erbrechen und das Geld wegnehmen. An der Spitze des Landschaftsausschusses stand der Landschaftskonsulent Johann Jakob Moser, ein überaus gescheiter, gelehrter, rechtschaffener und frommer Mann. Ihn ließ der Herzog einfach verhaften und ohne Untersuchung auf den Hohentwiel führen; dort mußte er fünf Jahre im Gefängnis schmachten. Nicht besser erging's bald darauf dem Oberst Kieger, dem bisherigen Günstling des Herzogs. Auf ihn war Montmartin längst eifersüchtig; und um ihn zu stürzen, legte er dem Herzog einen gefälschten verräterischen Briefwechsel vor, den Kieger mit dem preussischen General von Kleist geführt haben sollte. Der Herzog untersuchte weiter gar nicht. Er kam auf die Parade, riß Kieger die Orden herunter, Montmartin zerbrach ihm den Degen — und fort ward er geführt, erst auf den Hohenasperg, dann auf den Hohentwiel; dort mußte er vier Jahre lang in einem finsternen Loch zubringen. Württemberg hatte aufgehört ein Rechtsstaat zu sein. Nach dem Tübinger Vertrag sollte niemand ohne Urteil und Rechte gestraft

werden dürfen. Der Herzog fragte nichts darnach. Nie ist über Moser und Rieger ein Urteil gefällt, nie ihre Sache untersucht worden. Zuletzt wurden sie wieder entlassen und mußten das noch als eine besondere Gnade ansehen. Und so ging's vielen.

Der Siebenjährige Krieg hatte dem Lande acht Millionen Gulden gekostet — für jene Zeit eine ungeheure Summe. Dem Herzog fiel es aber nicht ein zu sparen. Das Heer wurde nicht entlassen, obgleich es bloß eine Spielerei des Fürsten war. Auch die Residenzstadt Stuttgart war unzufrieden mit der unsinnigen Verschwendung des Herzogs. Da ver-



Treibjagd im 18. Jahrhundert.

legte er den Hof nach Ludwigsburg. Dort ward sein Hof einer der glänzendsten in Europa. Scharen von Hofbeamten, Künstlern, Sängern, Tänzern und Tänzerinnen trieben sich da herum und verschlangen unglaubliche Summen. Allein der Ballettmeister Vestris erhielt in 18 Monaten 40 000 Gulden. Der Marstall des Herzogs war der erste in Europa; um ein glänzendes Fest zu sehen, reiste man wohl von Paris nach Ludwigsburg. Dazu war die Vaulust des Herzogs sehr groß. Er hat das großartige neue Schloß in Stuttgart und die dahinter liegenden Gebäude erstellen lassen; ferner das Seeschloß Monrepos, die Solitude mit einer Menge von Nebengebäuden, das Jagdschloß in Scharnhausen, das Schloß in Grafeneck. Schauspielhäuser wurden aufgeführt: in Stuttgart an dem Platze, wo jetzt das Kunstgebäude steht; dabei wurde ein wunderbar schöner Bau aus dem 16. Jahrhundert, das Lusthaus, dessen Reste noch in den Anlagen zu sehen sind, überbaut; auch in Ludwigs-

burg und Grafeneck ließ er Schauspielhäuser erstellen. Seine großartigste Schöpfung aber war das Schloß in Hohenheim mit wunderbaren Gartenanlagen und über 70 Nebengebäuden. Da waren künstliche Seen, Bäche, Wasserfälle u. dgl. Alle diese Gebäude mußten möglichst schnell hergestellt werden; da wurden Hunderte von Bauern, oft mitten in der Ernte, zu Fronarbeiten aufgeboten. War aber ein Bauwerk fertig, dann gefiel's dem Herzog nicht mehr.

Eine andere Liebhaberei war die Jagd. Es wimmelte in den württembergischen Wäldern von Wild; nicht bloß Hasen und Rehen, sondern vor allem Hirschen und Wildschweinen. Das war für die Bauern eine fürchtbare Plage: die Tiere kamen nachts heraus und zerwühlten die Äcker. Wehe dem, der einen Hirsch wegschoß! Aber eine fast noch größere Plage waren die Hezjagden. Da wurden die Tiere nicht geschossen, sondern von berittenen Jägern, den Herzog an der Spitze, so lange gejagt und gehezt, bis sie nicht mehr weiter konnten. Dann hat man sie abgestochen. Da ging's mitten durch die reisenden Saatsfelder; und den Jammer seiner Untertanen hörte der Herzog nicht.

Endlich riß der Landschaft die Geduld. Der Ausschuß verklagte den Herzog beim Kaiser. Nun hatte der Kaiser damals so gut wie keine Gewalt über die Fürsten; und es wäre nichts bei der Sache herausgekommen, wenn nicht die Könige von Preußen, Dänemark und England die Klage unterstützt hätten. Sechs Jahre dauerte der Prozeß; endlich kam's zu einem Vergleich. Der Herzog versprach, sich nach den Landesgesetzen zu halten und entließ Montmartin und Wittleder; die Landschaft übernahm acht Millionen Gulden Schulden. Moser und Nieger waren vorher schon befreit worden.

Besser wurde es, als Karl älter wurde. Namentlich hat dazu Franziska von Hohenheim, seine Geliebte, die er nach dem Tode seiner Frau zu seiner Gemahlin machte, viel beigetragen. Sie war eine sanfte, wohlmeinende Frau und hatte viel Einfluß auf den Herzog. An seinem fünfzigsten Geburtstag ließ er von allen Kanzeln des Landes einen Erlaß verlesen; darin bekannte er, daß er bisher viel gefehlt habe und versprach für die Zukunft Besserung. Es wurde auch besser; doch die alte Willkürherrschaft hatte er noch nicht abgelegt. So ließ er den Dichter Schubart, der ihn durch einen boshaften Wiß geärgert hatte, von Ulm weg auf württembergisches Gebiet, nach Blaubeuren locken und verhaften. Er wurde auf den Hohenasperg gebracht und mußte dort über zehn Jahre lang in harter Gefangenschaft schmachten. Das geschah auch ohne Urteil und Recht.

Damals kam's bei manchen deutschen Fürsten vor, daß sie ihre eigenen LandesKinder an auswärtige Mächte, hauptsächlich Holland und Eng-

land als Soldaten verkauften. Das hat auch Herzog Karl getan. Noch im Jahr 1786 verkaufte er 1000 Soldaten an die Holländer; sie wurden nach dem Kap und nach Batavia eingeschifft und sahen ihr Vaterland größtenteils nicht wieder. Bei einem solchen Anlaß hat Schubart das „Kaplied“ gedichtet: „Auf, auf ihr Brüder, und seid stark!“ — Es war europäischer Sklavenhandel. Von den Zuständen im damaligen Württemberg bekommt man aus Schillers Jugendschauspielen, namentlich aus „Kabale und Liebe“ ein recht anschauliches Bild.

Doch hat Karl in dieser Zeit auch manches Gute getan. Er richtete auf der Solitude eine „Pflanzschule“ ein und verlegte sie später nach Stuttgart als Militärakademie. Sie wurde als *Karlschule* vom Kaiser zur Hochschule erhoben. Karl wollte dort junge Leute, hauptsächlich Söhne von Offizieren, zu Ärzten, Rechtsgelehrten, Forstmännern, auch Künstlern ausbilden lassen und berief zu dem Zweck treffliche Lehrer. Die Schule war ganz militärisch eingerichtet; die Zöglinge trugen Uniform und hatten Wohnung und Kost in der Anstalt. Sie war in dem großen Gebäude hinter dem Schlosse, das noch heute die Akademie heißt. Der berühmteste Zögling war unser großer Dichter Friedrich Schiller. Sein Vater war Hauptmann gewesen, wurde später Garteninspektor auf der Solitude und mußte auf Befehl des Herzogs seinen Sohn in die Akademie eintreten lassen. Aber der Herzog war auch da der Gewalttätige. Schiller durfte nicht studieren, was er wollte und wozu er Anlagen hatte, sondern er mußte Medizin studieren und später Regimentsarzt in Stuttgart werden. Seine dichterischen Arbeiten konnte Karl vollends nicht leiden; er verbot ihm das Dichten. Diesem unnatürlichen Zwange konnte sich Schiller nicht fügen; darum entfloh er in andere Länder, wo er Freiheit hatte. Die Karlschule hatte jedoch keinen langen Bestand; das kleine Ländchen konnte nicht zwei Hochschulen unterhalten. So hat schon Karls Nachfolger die Schule aufgehoben.

Das württembergische Volk hat Karl Eugen trotz all seiner schweren Fehler nicht ungern gehabt. Das machte: er hatte die Gabe, mit jedem Bauern ein freundliches, auch witziges Wort zu wechseln; das hat man ihm sehr hoch angeschlagen. — Und der zähe Fleiß der Schwaben hat es fertig gebracht, daß das Land trotz der Mißwirtschaft des Herzogs immer wieder aufblühte und gedieh. Der Markgraf Karl Friedrich von Baden hat sich ähnlich wie Friedrich der Große unablässig bemüht, sein Land zum Gedeihen und Wohlstand zu bringen, und war immer nicht zufrieden mit dem, was er fertig brachte. Da sagte er einmal mißmutig: „Ich gebe mir alle Mühe, mein Land emporzubringen, und der Herzog von Württemberg läßt sich's sauer werden, das Seinige zu ruinieren; und keinem von uns beiden gelingt es.“ Doch hat Karl auch in der zwei-

ten Hälfte seiner Regierung vieles getan für das Gedeihen von Landwirtschaft und Gewerbe.

Indessen dürfen wir nicht glauben, daß alle deutschen Fürsten so gewesen wären. Vor allem in Preußen nicht. Nachdem unter König Friedrich I. eine ähnliche Verschwendung, Günstlings- und Geliebtenwirtschaft eingerissen war, hat sein Sohn Friedrich Wilhelm I. sofort mit eisernem Besen ausgefegt und ist durch seinen einfachen, sparsamen, rechtschaffenen Hofhalt vorbildlich für Deutschland geworden; und wie sein Sohn Friedrich II. seine Aufgabe nicht im Vergnügen und Genuß, sondern in der Arbeit für sein Volk sah, das haben wir gehört.

Das Beispiel dieser beiden Männer hat auch eingewirkt, nicht bloß das Ludwigs XIV. So hat vor allem das Badener Land eine Reihe von trefflichen Regenten gehabt. Da war — der trefflichste von allen — der schon genannte Markgraf Karl Friedrich. Er regierte nicht weniger als 73 Jahre lang, von 1738—1811. Er hat durch eine Fülle wirtschaftlicher und menschenfreundlicher Bestrebungen, durch Hebung von Gewerbe und Handel, durch Verbesserung des Schulwesens und der gesamten Verwaltung, durch religiöse Duldung ungemein viel Gutes in seinem Lande geschaffen. — Da war ferner der Fürst Leopold I. von Anhalt-Deßau, der „alte Deßauer“. Er war nicht nur als preußischer Heerführer hervorragend, sondern hat auch für seine kleinen Ländchen ungemein viel geleistet: er hat seine Hauptstadt erweitert, viele Dörfer im Lande angelegt, sie gegen Überschwemmungen gesichert, auf seinen Rittergütern Musterwirtschaften eingerichtet. Wie wenig er von Standesvorurteilen hielt, zeigte er dadurch, daß er eine bürgerliche Frau, die Apothekerstochter Anna Luise Fohse heiratete und zur Reichsfürstin und für ebenbürtig erklären ließ. Er lebte glücklich mit dieser vortrefflichen, klugen und tüchtigen Frau. — Und auch Sachsen hatte später einige treffliche Herrscher: vor allem Friedrich August III. (von 1763—1827). — In Thüringen ist Herzog Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach, besonders berühmt geworden (1758—1828). Er hat ein ganz besonderes Verständnis für Kunst und Dichtung gehabt. Unsere großen Dichter Goethe, Schiller, Herder, Wieland und so manche andere hat er in seine Hauptstadt Weimar gezogen und so dieser Stadt zu einem europäischen Aulse, ja zur Weltberühmtheit verholfen.

Manche von diesen deutschen Fürsten ahmten auch die beiden Preußenkönige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. in ihrer Vorliebe fürs Heer nach. Aber während bei diesen beiden das Heer eben nur ein Mittel zum Zweck, nämlich zur Größe und zum Ansehen des Staates war, ist es bei manchen Kleinfürsten zu einer Spielerei heruntergesunken, ohne Wert für den Kriegsfall: so in Sachsen, in Hessen unter dem Land-

grafen Ludwig, in Württemberg unter Karl Eugen usw. Überall hatte man stehende Heere; aber an einem einheitlichen Reichsheere fehlte es.

Etwas Gutes hat auch die Regierung jener verschwenderischen und üppigen Kleinfürsten gehabt: sie haben ihre Residenzstädte zu wirklichen Mittelpunkten der Bildung gemacht. Dort blühten die Künste, vor allem die Baukunst und die Malerei. Wie Wunderbares hat die Baukunst der damaligen Zeit, der sogenannte Barock- und Rokoko-Stil, in Dresden hervorgebracht. Und die Sammlungen, die August gegründet hat, die Gemäldegalerie und das Grüne Gewölbe, sie bilden bis heute einen Anziehungspunkt für Einheimische und Fremde. Auch haben diese Fürsten für Theater, Oper und Schauspiel, sehr viel aufgewendet und das ist geblieben. Endlich besaßen sie auch den Ehrgeiz, womöglich im eigenen Lande eine Hochschule zu haben; das hat zur Gründung einer ganzen Anzahl von Universitäten geführt, die nur zu einem kleinen Teil wieder eingegangen sind — so die hohe Karlschule in Stuttgart —, zum größten Teile aber bis auf den heutigen Tag blühen. Daß wir in Deutschland so viele Mittelpunkte geistigen, künstlerischen, wissenschaftlichen Lebens haben, das verdanken wir diesen kleinen Höfen. Man denke nur an Dresden, Weimar, München, Kassel und an die vielen Universitätsstädte! Das ist in Frankreich ganz anders. Da sammelt sich das ganze geistige Leben in Paris, während die Provinzstädte zurückgeblieben und Stätten ödster Langweile geworden sind.

Was die Regierungsform betrifft, so hat sich in dieser Zeit meist die unumschränkte Monarchie durchgesetzt. Wohl gab es noch Landstände; allein sie galten nichts gegenüber dem Willen der Fürsten. War dieser Wille gut, so konnte der Fürst unendlich viel Segen stiften (wie Friedrich der Große); war er schlecht, so hatte das Land schwer zu leiden (so Sachsen unter August dem Starken, Württemberg unter Karl Eugen und anderen).

11. Die Besiedlung von Nordamerika.

Nachdem Kolumbus Amerika entdeckt hatte, wurden zunächst die Spanier und Portugiesen große Kolonienründer. Die Spanier haben ihr Kolonialreich über Mittel- und Südamerika bis zum Stillen Ozean ausgedehnt. Die Portugiesen haben sich vor allem in Brasilien niedergelassen. Nordamerika war ihnen nicht so wichtig; doch wollten sie auch nicht leiden, daß andere europäische Völker sich dort niederließen. Als daher die Franzosen sich in Florida niederlassen wollten, haben die Spanier sie vertrieben und Florida selbst genommen. Als jedoch ihre

Macht niederging, konnten sie es den andern nicht mehr wehren; und vom 17. Jahrhundert an sind hauptsächlich Franzosen und Engländer in Nordamerika tätig. Schon im 16. Jahrhundert hat Walter Raleigh in Nordamerika eine Niederlassung gegründet, die er zu Ehren der Königin Elisabeth Virginien, d. h. jungfräuliches Land, nannte.

Die Franzosen entdeckten und besuchten zuerst den St. Lorenzstrom. Sie handelten von den eingeborenen Indianern Pelzwerk ein und trieben damit einen sehr gewinnbringenden Handel. Später ward Quebec und Montreal gegründet; aber es waren Handelsniederlassungen, nicht Ackerbaukolonien. Von dort aus drangen viele Franzosen vor nach dem Westen, nach den großen Seen und Urwäldern. Es waren kühne Abenteuerer, Jäger und Waldläufer. Einer entdeckte den Ohio und drang bis zur Mississippimündung vor. Dieses ganze ungeheure Gebiet zwischen den großen Seen und dem mexikanischen Golf nahm er für seinen König Louis XIV. in Anspruch und nannte es daher Louisiana. An der Mündung des Mississippi gründeten die Franzosen Neu-Orleans.

In England haben sich am Anfang des 17. Jahrhunderts zwei Gesellschaften gebildet, um Virginien zu besiedeln. König Jakob I. war sehr für die Sache eingenommen und verteilte die Ostküste unter diese Gesellschaften: der einen gab er den südlichen Teil mit dem Namen Virginien, der andern den nördlichen, Neuengland. In Virginien ließen sich englische Kolonisten nieder, die Ackerbau trieben und namentlich Tabak pflanzten; und schon begann man dort Negerflaven einzuführen.

Nach Neuengland wanderten Leute ein, die um ihres Glaubens willen in Altengland bedrückt worden waren. Sie gründeten hier Staaten mit freien Gesetzen und Einrichtungen; zuerst Massachusetts, dann Rhode Island, Connecticut, New-Hampshire, Vermont, Maine. An Virginien schlossen sich neue Niederlassungen an. Lord Baltimore gründete eine solche, die zu Ehren der Königin Maryland genannt wurde. König Karl II. übertrug englischen Adligen ein großes Gebiet, das ihm zu Ehren Karolina hieß. Und zwischen Karolina und Florida erwarb im 18. Jahrhundert ein englischer General ein Gebiet als Freistätte für Protestanten, die in Europa verfolgt worden waren. Dorthin kamen viele aus Salzburg vertriebene Protestanten; es hieß dem König Georg zu Ehren Georgia. Und endlich ward am Ende des 17. Jahrhunderts von einem edlen Menschenfreunde, dem Quäker William Penn, nördlich von Virginien eine weitere Niederlassung Pennsylvanien gegründet.

Auch die Holländer hatten an der Mündung des Hudson die Stadt Neu-Amsterdam gegründet. Aber schon im Jahr 1664 haben die Engländer ihnen ihre ganze Niederlassung genommen, und König Karl II. hat sie zu Ehren seines Bruders, des Herzogs von York New-York genannt.

So zogen sich die englischen Niederlassungen am Ostrande von Nordamerika herunter. Es wurden bald blühende Niederlassungen. Die Engländer brachten, namentlich auch aus Deutschland, Ansiedler herüber, womöglich ganze Familien. Die ersten kamen vom Rhein unter Franz Daniel Pastorius. Sie gründeten in Pennsylvanien die Deutschenstadt (Germantown). Und dieser Pastorius mit seiner Gemeinde hat im Jahre 1688 den ersten flammenden Protest gegen den englischen Sklavenhandel erlassen. Die Engländer nämlich trieben Jahrhunderte lang einen schwunghaften Sklavenhandel und zogen daraus solchen Gewinn, daß man sagt, die Straßen von Liverpool seien mit Negerköpfen gepflastert. — Als Ludwig XIV. die Rheinpfalz so barbarisch verwüstete, da wanderten zu vielen Tausenden die Pfälzer nach Amerika hinüber. Ganze Flotten von Rähnen und Flößen schwammen den Rhein hinunter, und die Regierung der Königin Anna ließ die Unglücklichen nach Amerika, hauptsächlich nach Pennsylvanien hinüberbefördern. Man hat die Deutschen, diese fleißigen Arbeiter, dort gut brauchen können. Sie haben die Wälder niedergeschlagen und niedergebrannt, den Boden urbar gemacht und Blockhäuser gebaut. Ganz besonders gern hat man sie an den Grenzen angesiedelt. Dort haben sie die Grenzwehr gehalten gegen Indianer und gegen Franzosen — und sie haben's redlich getan. In den Städten waren sie die fleißigsten, besten, geschicktesten Handwerker. Nur schade: das Große, das damals die Deutschen geleistet haben, kam nicht dem eigenen Volk und Vaterland, sondern einem fremden Volke zugut. Ursache: die jammervolle Schwachheit und Uneinigkeit des deutschen Vaterlandes. Damals konnten wohl Holländer, Engländer, Franzosen, Spanier, Portugiesen Kolonien gründen; denn hinter ihnen allen stand ein starkes, einiges Vaterland. Nur der Deutsche konnte das nicht — und doch hätte er am meisten das Zeug dazu gehabt. Im Weltkrieg haben die Amerikaner mit schmachvollstem Undank den Deutschen für das gelohnt, was sie geleistet haben.

Nördlich von Newyork bis herunter nach Florida zogen sich die englischen Siedlungen — ein ziemlich schmales Gebiet. Aber nördlich von ihnen reichte das französische Gebiet zu beiden Seiten des St. Lorenzstromes recht breit an den Atlantischen Ozean heran, und hinter ihnen dehnte sich das französische Gebiet in gewaltiger Breite, wohl zehnmal so groß als das englische, nach Westen aus und reichte zu beiden Seiten des Mississippi bis an den mexikanischen Golf herunter; und nach Westen waren noch unbegrenzte Ausdehnungsmöglichkeiten. Mußten da nicht die Engländer fürchten, schließlich von den Franzosen gar hinausgedrückt zu werden? Schon längst hatten sie die Augen begehrlieh auf dies Land gerichtet; und es war ihnen gar nicht unerwünscht, daß Ludwig XIV.

in seine Raubkriege und den spanischen Erbfolgekrieg verwickelt war. Denn je mehr er in die europäischen Händel verstrickt war, um so weniger konnte er in Amerika machen. Seit dem spanischen Erbfolgekrieg war der Kampf zwischen England und Frankreich um die Welt- und Seeherrschaft ausgebrochen. Seit dieser Zeit drangen die Engländer in Amerika weiter nach Westen vor, und die Franzosen suchten ihnen durch Erbauung von Festungswerken den Weg zu versperren. Ein Krieg um den andern entstand dort; und beide Parteien bedienten sich der Hilfe der eingeborenen Indianerstämme, die den Krieg mit wilder Grausamkeit führten. Der Krieg zwischen beiden Völkern um die Weltherrschaft entstand außerdem zugleich in Indien, wo die Franzosen auch große Besitzungen hatten.

Wie geschickt kam es da den Engländern, daß die Franzosen in Europa in einen Krieg mit Friedrich dem Großen verwickelt wurden! In diesem Kriege durfte Frankreich nicht siegen; sonst wäre es auch in Amerika Sieger geworden. Daher haben die Engländer Friedrich den Großen unterstützt; und während sie die Franzosen in Europa beschäftigten, haben die Engländer in Amerika einen Sieg um den andern errungen. Nachdem sie hier den Sieg errungen hatten, ließen sie Friedrich in Europa stecken — treulos wie immer. Denn auch er durfte nicht zu mächtig werden; das erforderte für sie das „europäische Gleichgewicht“. Der Friede von Paris 1763 bedeutete das Ende der französischen Herrschaft in Nordamerika. Den Engländern fiel Canada und alles Land bis zum Mississippi zu. Das Land westlich dieses Flusses trat Frankreich an Spanien ab, und Spanien gab Florida an England.

Es war einer der größten Siege Englands. Aber nicht lange nachher traf die Engländer ein empfindlicher Schlag. Sie haben in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die amerikanischen Kolonien immer enger an das Mutterland angeschlossen. Diese waren zuerst Freistaaten gewesen und hatten sich selbst regiert. Nach und nach aber hat die englische Regierung sie durch Statthalter regieren lassen. So lange die Kämpfe mit den Franzosen dauerten, ließen sich die Staaten das auch gefallen; allein nachher erstrebten sie Selbständigkeit. Die Engländer aber wollten sie immer fester an sich fetten, und das Parlament beschloß allerlei Steuern für sie zur Deckung der Kriegskosten. Eine Menge von Waren wurden mit Einfuhrzöllen belegt; die Kolonien antworteten damit, daß sie die eingeführten englischen Waren nicht kauften. Als die englische Regierung auch den Tee mit Zoll belegte, wurden die Teeschiffe in keinem amerikanischen Hasen ausgeladen. In Boston aber stiegen einige verkleidete Männer auf die Teeschiffe und warfen die ganze Ladung ins Meer. Das war 1773. Nun griffen die Engländer zu Gewaltmitteln;

auch die Amerikaner griffen zu den Waffen, und so entstand der Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner. Die amerikanischen Kolonien schlossen sich zusammen zum Zweck der Losreißung von England. Aber sie hatten kein Heer, keine geschulten Regimenter, keine ausgebildeten Offiziere. Da war es ein wahrer Glücksfall für sie, daß ein früherer preussischer Offizier, der unter Friedrich dem Großen gedient hatte, drüben war: der Baron Friedrich Wilhelm von Steuben. Er erwarb sich die größten Verdienste um die Einrichtung, Verwaltung, Schulung, Verpflegung des amerikanischen Heeres. Ohne diesen Mann wäre der Krieg für die Amerikaner ganz aussichtslos gewesen. Und ohne die Deutschen, die einen großen Teil ihres Heeres ausmachten und ihre besten Soldaten waren, wäre der Krieg verloren gegangen. Wohl hatten sie einen hervorragenden amerikanischen Staatsmann und Feldherrn, George Washington; aber ohne Steuben und ohne die deutschen Soldaten wäre er machtlos gewesen. Die Engländer brachten ihre Söldnerregimenter herüber, unter denen wieder meist Deutsche waren. Deutsche Fürsten hatten wieder Tausende ihrer Landesfinder an die Engländer verkauft: der Herzog von Braunschweig, die Fürsten von Waldeck, Anhalt-Zerbst, Ansbach, namentlich aber der Landgraf von Hessen. Der König von England war zugleich Kurfürst von Hannover und hat wohl seine Hannoveraner, nicht aber seine Engländer auf den Kriegsschauplatz geschickt. An den Deutschen hatten die Engländer wohl sehr tüchtige Soldaten; aber die englische Führung taugte nichts. So haben hier wieder einmal Deutsche gegen Deutsche gelämpft. Die Amerikaner wurden auch noch von den Franzosen unterstützt; denen war es doch recht erwünscht, daß den Engländern drüben Schwierigkeiten entstanden. So unterstützten sie die Amerikaner mit Geld und Kriegsmaterial und sandten ihnen einen Führer, Marquis de Lafayette, einen Mann, der wohl große Worte, aber keine Taten hatte. Auch Friedrich der Große war den amerikanischen Freiheitsbestrebungen sehr günstig gesinnt und suchte ihnen zu helfen, indem er auf Erschwerung der englischen Truppenwerbungen in Deutschland hinwirkte.

Jahrelang zog sich der Krieg hin. Oftmals wurden die Amerikaner geschlagen; allein sie rafften sich immer wieder von neuem auf. 1777 aber gelang ihnen ein großer Erfolg: der englische General Burgoyne mußte bei Saratoga die Waffen strecken. Jetzt trat auch die französische Regierung offen auf Seite der Amerikaner und schickte Geld und Truppen hinüber; auch Spanien stellte sich auf ihre Seite, und Holland schloß mit ihnen einen Vertrag. Wohl hat England jetzt auch den Holländern den Krieg erklärt; allein seine Lage wurde dadurch nur noch schwieriger.

Im Jahr 1781 mußte abermals ein englischer General, Cornwallis,

vor Washington die Waffen strecken. So sah sich England zu Friedensverhandlungen genötigt. 1783 wurden die 13 vereinigten Kolonien als selbständiger Staat anerkannt. Canada blieb bei England, Florida wurde wieder den Spaniern zurückgegeben. Ein Gebiet von 1,8 Millionen Quadratkilometer, dreimal so groß wie das Deutsche Reich, hatte England verloren. Es war der größte Verlust, den England je erlitten hat.

Diese 13 Staaten traten jetzt unter dem Namen *Union* oder *Vereinigte Staaten* als Freistaat zusammen. Von da an ist den Vereinigten Staaten, die ungeheure natürliche Reichtümer hatten, eine Menge von Einwanderern, hauptsächlich auch aus Deutschland zugeströmt.

12. Die französische Revolution.

Die vielen, zuletzt unglücklichen Kriege Ludwigs XIV. hatten Frankreich unglaubliche Opfer an Gut und Blut auferlegt. So war viel Mißstimmung gegen die königliche Regierung da. Dazu kam, daß der Hof an Verschwendung und Sittenlosigkeit seinesgleichen nicht hatte in Europa, und daß der König durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes, das den Hugenotten Duldung zusicherte, Hunderttausende seiner besten Staatsbürger aus dem Lande gejagt hatte. — Ihm folgte sein Urenkel Ludwig XV. Er war ein Mann von guten Absichten; in seiner Jugend war auch sein Privatleben ohne Anstoß. Er war auch nicht untätig, sondern hat viel gearbeitet und namentlich die äußere Politik stets in der Hand behalten. Allein sein Fehler war eine große Willensschwäche. Infolge davon kam er mehr und mehr in die Hand seiner Umgebung, und zwar nicht seiner Beamten, sondern seiner Mätressen; denn in diesem Stück wurde sein Leben später äußerst anstößig. Tatsächlich regierten seine Mätressen und das wurde immer schlimmer, so daß er sich, je älter er wurde, um so mehr den schlimmsten Ausschweifungen ergab, und der königliche Hof eine Brutstätte des Lasters wurde. Dazu kam eine unglückliche äußere Politik. Im Siebenjährigen Krieg spielte das französische Heer eine klägliche Rolle, und dazu gesellte sich der Verlust der nordamerikanischen und eines Teils der ostindischen Besitzungen. Er versiel mehr und mehr dem allgemeinen Haß und der Verachtung seines Volkes. — Dazu kamen traurige innere Zustände: Verhöhnung von Religion und Sitte bei den höheren Ständen und den Gelehrten, dickster Aberglaube beim niederen Volk. Religionsfreiheit gab's nicht. Die Steuern waren sehr hoch und sehr ungleich verteilt. Der Hofadel und die hohe Geistlichkeit waren die reichsten Stände. Sie trugen aber

zum Staatsunterhalt wenig bei. Das städtische Bürgertum, das Handel und Gewerbe trieb und in recht günstiger Vermögenslage war, zahlte fast keine Steuern. Die ganze Last ruhte auf dem Landadel und den Bauern. Mißliebige Personen ließ der König einfach im Gefängnis verschwinden. Ja, er konnte sogar sogenannte *lettres de cachet*, königliche Vollmachten ausstellen und seinen Hofleuten und Günstlingen geben; diese konnten damit die ihnen mißliebigen Leute einkerkeren lassen. Das alles erregte mit der Zeit die größte Erbitterung. — Wie ganz anders stand in dieser Zeit der Staat Friedrichs des Großen da! Religionsfreiheit, Volksbildung, Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz, eine gerechte Steuerverteilung — alles, was in Frankreich erst durch eine blutige Revolution errungen werden mußte, hatte in Preußen ein erleuchteter und pflichtbewußter König seinem Volke aus freien Stücken gegeben.

Als Ludwig XV. 1774 nach einem nichtswürdigen Leben gestorben war, trat sein Enkel Ludwig XVI. an seine Stelle. Er war ein junger Mann, ehrenwert und sittenrein, aber schwach. Er war verheiratet mit Marie Antoinette, der Tochter der Maria Theresia. Sie war eine junge schöne Frau und lebte in glücklicher Ehe mit dem König. Aber den Franzosen war sie als Österreicherin verhaßt, und die Pariser schämten sich nicht, die gemeinsten Lügen über ihren Lebenswandel zu erdichten und zu verbreiten.

Über Ludwig XVI. sollte sich das Gewitter entladen, das sich unter seinen Vorfahren zusammengeballt hatte, obgleich er eine an wichtigen Reformen reiche Regierung führte. — Auch in Frankreich hatte sich von altersher das Volk durch Abgeordnete der drei Stände: *A d e l*, *G e i s t l i c h k e i t* und *B ü r g e r s c h a f t* an der Regierung beteiligt. Allein vom Anfang des 17. Jahrhunderts an waren diese Reichsstände nicht mehr berufen worden. Ludwig XIV. und XV. hatten ja ein absolutes, unumschränktes Regiment geführt. Ludwig XVI. machte mancherlei Versuche, den Mißständen zu steuern, indem er durch einsichtige Minister die Finanzlage zu bessern und das Steuerwesen umzugestalten suchte. Allein es gelang nicht; die Unzufriedenheit wuchs; da und dort kam es schon zu Aufständen, und überall verlangte man die Berufung der *R e i c h s s t ä n d e*. Am 5. Mai 1789 traten diese in Versailles zusammen. Von der Bürgerschaft, dem dritten Stande, waren es gerade so viel Abgeordnete wie von den beiden andern Ständen zusammen. Die Abgeordneten des dritten Standes haben für sich allein getagt und sich den Namen *N a t i o n a l v e r s a m m l u n g* beigelegt. Ohne Widerstand des ängstlichen und schwachen Königs riß die Nationalversammlung die Macht an sich und begann über eine *B e r f a s s u n g*

zu beraten. Die Beratungen gingen in großer Aufregung vor sich. Vor allem waren die Volksmassen in Paris in großer Bewegung, und plötzlich hieß es: „Wir stürmen die Bastille“. Das war das Staatsgefängnis, in das man die Leute brachte, die bloß auf Befehl des Königs, ohne Urteil und Recht eingekerkert worden waren. So galt die Bastille mit Recht als Zwingburg der Tyrannei. Am 14. Juli 1789 rottete sich eine Volksmasse zusammen, verschaffte sich Gewehre und Kanonen und zog gegen die Bastille. Diese war von Schweizer Söldnern und einigen ausgedienten Invaliden nur schwach verteidigt. Die Verteidiger wurden niedergemacht und die Gefangenen befreit. Es waren nur ein paar Leute; denn Ludwig XVI. hat niemanden mehr willkürlich einkertern lassen. Aber der Bastillensturm wurde als große Heldentat und als Geburtsstunde der französischen Freiheit gefeiert; der 14. Juli ist noch heute Nationalfeiertag.

Nun wanderten viele Angehörige der hohen und höchsten Stände, Adelige und Prinzen, aus, meist in die rheinischen Gebiete Deutschlands. Dort machten sie sich durch Sittenlosigkeit und Hochmut bald ebenso verhaßt wie in Frankreich. Die Nationalversammlung aber schaffte alle Vorrechte der Stände, des Adels und der Geistlichen ab. Die Lasten des Bauernstandes: Fronden und Zehnten wurden aufgehoben. Der Bauernstand, obwohl am meisten gedrückt, war doch lange Zeit königstreu und Gegner der Revolution gewesen, während das städtische Bürgertum, das kaum Steuern zu bezahlen hatte, die Revolution gemacht hat. Aber wie nun den Bauern diese Befreiung zuteil wurde, da wurden auch sie nach und nach Anhänger der Revolution. Die Elsäßer sind dadurch an Frankreich anhänglich geworden, daß sie die Revolution miterlebt haben. Aber es gab unter dem Bauernstande sehr viele, die fest am Königtum und an der Kirche hingen.

Im übrigen ging's wie bei allen gewaltsamen Umwälzungen: es war kein Halten mehr. Die gemäßigten Elemente wurden überstimmt und verdrängt und immer mehr kamen die radikalen Umstürzler oben auf. Dazu gewannen die Pariser Volksmassen immer mehr an Einfluß. Eines Tages zogen Tausende nach Versailles und verlangten unter Drohungen die Übersiedlung der königlichen Familie nach Paris. Wohl oder übel mußte der König nachgeben: die königliche Familie zog nach Paris, begleitet von vielen Tausenden des schlimmsten Pariser Pöbels. Die abgeschnittenen Köpfe einiger ermordeten Leibwächter trugen die Leute auf Spießen vor dem königlichen Wagen her. Auch die Nationalversammlung zog nach Paris um; und dort befanden sich König und Versammlung ganz unter der Gewalt des Pariser Pöbels.

Die Nationalversammlung hat nun eine *B e r f a s s u n g* für Frank-

reich beschlossen. Eine Verfassung ist ein Staatsgrundgesetz, in dem genau bestimmt ist, wie der Staat eingerichtet sein soll. Wo keine Verfassung ist, da ist das unbeschränkte oder absolute Königtum: da kann der König tun was er will; er allein kann Gesetze machen und Gesetze abändern; er kann auch mit seinen Untertanen tun was er will. Ist aber eine Verfassung da, so ist der König an sie gebunden; er kann allein keine Gesetze machen oder abändern, sondern nur im Zusammenwirken mit den vom Volke Gewählten. Die Verfassung geht von dem Gedanken aus, daß das Volk sich selbst regiert und der König nur sein Beauftragter ist. Das ist das verfassungsmäßige Königtum oder die konstitutionelle Monarchie.

Die französische Verfassung hat die Rechte des Königtums sehr stark gemindert, aber es doch noch bestehen lassen. Der Adel aber ward abgeschafft, die reichen Kirchengüter wurden eingezogen und für Staatseigentum erklärt, das Land in neue Verwaltungsbezirke eingeteilt, die man Departements nannte. Aber viele Abgeordnete wollten völlige Abschaffung des Königtums. Sie pflegten sich in einem früheren Jakobinerkloster zu versammeln und nannten sich daher Jakobiner. Unter ihnen ragten drei hervor: Danton, ein gewalttätiger, roher Mensch mit mächtiger Stimme und großer Rednergabe; Robespierre, ein unscheinbarer Mann, der aber vor nichts zurückschreckte; und Marat, ein ganz blutdürstiger, gemeiner Geselle, der offen zum Morde aller derer aufforderte, die gegen das Wohl des Volkes seien.

Da wurde es dem König unheimlich. Er beschloß mit seiner Familie zu flüchten. Aber in Varennes in den Argonnen wurde er erkannt und zur Rückkehr genötigt. In Paris mußte er die Verfassung anerkennen.

An die Stelle der ersten Nationalversammlung trat jetzt eine zweite. Die ging schon viel weiter; denn in ihr waren die in der Mehrheit, die das Königtum ganz abschaffen und eine Republik an seine Stelle setzen wollten. Sie pflegten große Reden zu halten über Menschenrechte und Völkerglück, über Zivilisation und Freiheit usw., Worte, die in Frankreich immer großen Eindruck machen.

Dem bedrohten Königtum suchten Preußen und Oesterreich mit den Waffen zu Hilfe zu kommen; war ja doch die Königin die Tante des Kaisers Franz II. Das hat aber die Lage des Königs erst verschlimmert. Das Königsschloß, die Tuilerien, wurde erstürmt, der König für abgesetzt erklärt und ihm und seiner Familie der Temple, ein Gebäude des früheren Templerordens, als Wohnung angewiesen.

Und nun begann ein Schreckensregiment. Die Gefängnisse waren voll von Leuten, die verdächtig waren es mit dem König zu halten. Da wurde von den Männern, die oben an standen — hauptsächlich von Dan-

ton — eines Tages eine Anzahl von gedungenen Mördern in die Gefängnisse geschickt; sie machten nieder, was ihnen unter die Hände kam, etwa 3000 Menschen. Das waren die *Septembermorde*. Die Könige haben mißliebige Menschen einkerker lassen. Die Revolution aber tat viel Schlimmeres: sie hat Tausende ohne Urteil und Recht hingen lassen. Selten kommt bei gewaltsamem Umsturz Gutes heraus; man wechselt bloß den Herrn und bekommt meist einen schlimmeren als zuvor.

Nun wurde wieder eine neue Versammlung gewählt: der *Konvent*. In dieser Versammlung hatten die Jakobiner die Mehrheit, und sie beschloß die Republik einzuführen und gegen den König die Anklage wegen Hochverrats zu erheben. Keine Verteidigung half; er wurde als Feind des Volkes schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Am 21. Januar 1793 ward er mit dem Fallbeil enthauptet; er starb würdig und mutig. Auch die Königin ward nach schmachvollster Behandlung im Herbst 1793 hingerichtet. Sie hat ihrer Mutter Ehre gemacht und keinen Augenblick Mut und Fassung verloren. Den Kronprinzen Ludwig hatte der Konvent schon vorher den Eltern genommen und einem stets betrunkenen Schuster Simon gegeben. Schläge, Fußtritte, Hunger, alle erdenklichen Mißhandlungen mußte der arme Knabe dort über sich ergehen lassen. So siechte er dahin, bis er durch einen frühen Tod in jungen Jahren aus dieser Hölle erlöst wurde.

Nun war Frankreich eine Republik, ein Freistaat wie jetzt Deutschland auch. Ludwig XIV. und XV. hatten zusammen 134 Jahre regiert und an ihrem Volke sehr viel gesündigt. Da war es kein Wunder, wenn es in Frankreich hieß: das Königtum ist überhaupt nichts nütze. — In einer Republik steht auch einer, manchmal auch mehrere, an der Spitze; er ist für bestimmte Zeit gewählt und muß nachher wieder zurücktreten. Doch ist damit noch keineswegs dafür gesorgt, daß die Regierung auch wirklich gut ist. Wie mancher Präsident einer Republik hat schon Krieg geführt, um sich einen großen Namen zu machen! Es kommt viel weniger darauf an, ob ein Land Monarchie oder Republik ist als darauf, daß Menschen an der Spitze stehen, die es gut meinen mit Land und Volk, sich ihrer Verantwortung bewußt sind und nicht ihren eigenen Nutzen suchen.

Daß Frankreich damals wirklich ein freier Staat geworden wäre, kann man nicht sagen. Denn in der Regel geht es so: wenn die Freiheitsmänner zur Regierung kommen, werden sie die ärgsten Tyrannen. So war's auch damals. Im Konvent traten jene drei Männer, Danton, Marat, Robespierre, an die Spitze. Es waren Blutmenschen. Der schlimmste unter ihnen, Marat, wurde von einem Mädchen Charlotte

Gorday, die empört war über die Schreckensherrschaft, ermordet. Überall wurden Revolutionsgerichte eingesetzt. Wer verdächtig war, es mit dem Königtum zu halten oder mit dem Adel oder mit der Kirche, kam unter das Fallbeil. Manchmal machte man's auch noch kürzer und erschoss oder ertränkte die Leute haufenweise. Dabei führten die Schreckensmänner immer die Worte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ im Munde. Aber Freiheit gab's nur für die, die ihres Sinnes waren; für die andern war Gefängnis oder Tod da. Gleichheit gab's insofern, als der Unterschied der Stände aufhörte. Leute aus ganz niederem Stande konnten jetzt zu den höchsten Stellen kommen; das wäre vorher nicht möglich gewesen. Aber bald genug bildete sich eine neue Schicht von Herrschenden. Und Brüderlichkeit? Als Brüder wurden nur die angesehen, die dieselbe politische und religiöse Überzeugung hatten; die anderen waren die Feinde. — Aber solche großen Worte haben in Frankreich immer großen Beifall gefunden; ob Wahrheit dahinter steckt, darnach pflegt man dort nicht zu fragen.

Den christlichen Glauben hat man damals abgeschafft und an die Stelle den Gottesdienst der Vernunft gesetzt. Bei einem großen Feste wurde ein liederliches Frauenzimmer als Göttin der Vernunft gefeiert. Ein großer Teil des Volkes war von einem völligen Wahnsinn besessen. Auch eine neue Zeitrechnung führte man ein. Das Jahr 1792, in dem die Republik erklärt worden war, war das Jahr 1. Die Monate erhielten neue Namen; an die Stelle der siebentägigen Woche trat die zehntägige.

Viele Franzosen waren natürlich mit der Schreckensherrschaft nicht einverstanden. So gab's schwere Bürgerkriege, namentlich in der Vendée, wo die Bauern für Kirche und Königtum aufs tapferste kämpften. Die Schreckensmänner bekamen unter sich Händel; einer um den andern mußte das Blutgerüst besteigen. Zuerst Danton; darauf führte Robespierre eine Zeitlang die Alleinherrschaft. Aber im Juli 1794 ward auch er mit vielen seiner Anhänger hingerichtet. Im nächsten Jahre löste sich der Konvent auf und ein Direktorium von fünf Männern, lauter Jakobinern, trat an die Spitze.

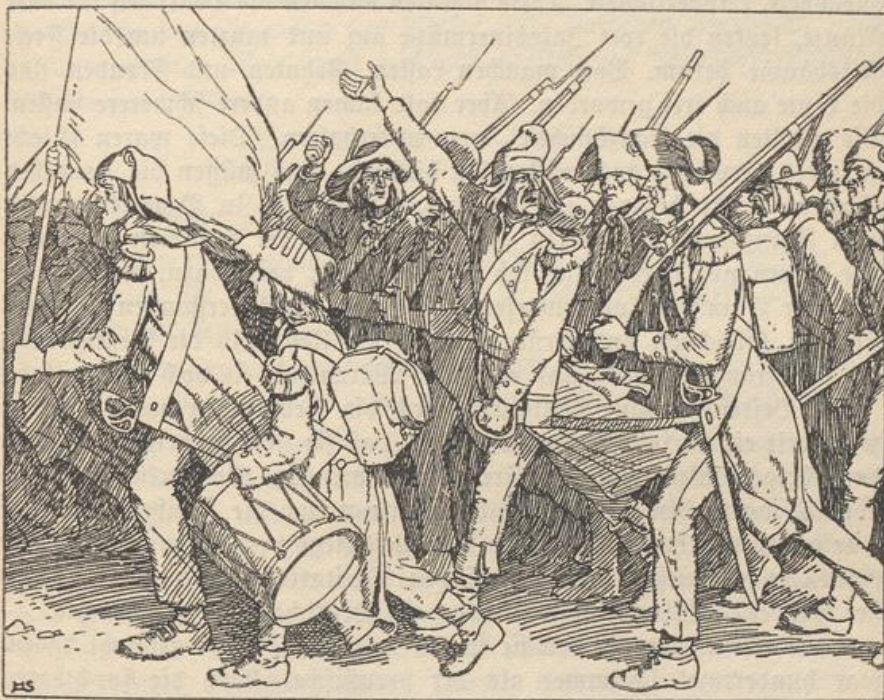
13. Deutschland und die französische Revolution.

Was in Frankreich erreicht worden war: Abschaffung der großen Lasten des Bauernstandes, Beseitigung der Standesvorrechte, Beteiligung des Volkes an Regierung und Gesetzgebung, eine Verfassung, das

waren lauter gute und schöne Einrichtungen. Wie hätte man im Nachbarlande Deutschland nicht auch darnach verlangen sollen? Wir Deutschen hatten doch auch so schwer darunter leiden müssen, daß die Fürstenmacht unbeschränkt war. Die Anhänger des französischen Königtums, die nach Deutschland geflohen waren, hatten sich überall verhaßt und verächtlich gemacht. Da hieß es vollends: da sieht man's, wie alles Unrecht auf seiten des Königs ist! Aber doch waren die Deutschen von einer Revolution weit entfernt. Denn so viel hatten sie von ihren Fürsten und Adelligen doch nicht leiden müssen wie die Franzosen. Neben den schlechten waren doch auch gute, ja treffliche Regenten dagewesen: Friedrich der Große, Maria Theresia und Josef II. in Oesterreich, Karl Friedrich in Baden, Karl August in Weimar. Auch sind wir Deutsche ruhigere und nüchternere Leute als die Franzosen. So haben wohl viele Deutsche dem Gedanken der Revolution Beifall gezollt, ja ihnen zugejubelt; aber nun auch selbst Revolution zu machen fiel ihnen doch nicht ein.

Preußen und Oesterreich erklärten zum Schutze des Königtums den Krieg an Frankreich. Sie glaubten auch über die ungeübten Revolutionsheere leicht Herr werden zu können. Darin täuschten sie sich. Das preußische Heer hatte nach dem Tode Friedrichs II. nicht weitergearbeitet, und die Soldaten waren meist angeworbene Söldner; und nicht anders war es bei Oesterreich. Aber die Franzosen hatten einen ganz hervorragenden Mann: Carnot; er führte die allgemeine Wehrpflicht ein. Aus der Masse des Volkes waren auch ganz tüchtige Heerführer hervorgegangen. Denn jetzt, wo es jeder Tüchtige zum Offizier bringen konnte, haben sich genug begabte und tüchtige Leute zum Heeresdienst gedrängt. So war wohl das Heer ungeübt, schlecht gekleidet und bewaffnet; aber die Führung war gut und die Soldaten kämpften begeistert für ihr Vaterland. Das preußische Heer ging überaus langsam vor unter dem Befehl des alten Herzogs von Braunschweig und kam bis in die Argonnen. Dort bei Valmy kam es zu einem heftigen Geschützkampf. Der Herzog wagte nicht den Feind anzugreifen, sondern trat mit seinem Heere den Rückzug an. Das war im Jahr 1792. Im preußischen Hauptquartier befand sich damals unser größter Dichter Goethe. Er sagte zu den preußischen Offizieren: „Von heute und von hier an beginnt ein neuer Abschnitt in der Weltgeschichte; und ihr könnt sagen, ihr seid auch dabei gewesen.“ Bald gingen die Franzosen zum Angriff vor, besetzten Belgien, drangen in die rheinischen Lande vor und nahmen Mainz. Ludwig XIV. hatte ein Stück ums andere von Deutschland weggerissen. Die Revolutionsmänner verkündigten: „Jetzt kommt eine neue Zeit“ — und doch machten sie's kein Haar anders.

Das Frankreich der Revolution hat eine Eroberungspolitik gegen Deutschland getrieben, weit schlimmer als Ludwig XIV. — aber alles unter dem Scheine der Befreiung unterdrückter Völker. — In einem neuen Feldzuge 1794 haben die Preußen überall den Kürzeren gezogen; die Franzosen besetzten Belgien und Holland, die Preußen gingen über den Rhein zurück. — Preußen war auch am Krieg im Westen nicht so viel gelegen, da ihm im Osten ein großer Gebietszuwachs winkte. Die



Französisches Revolutionsheer.

russische Kaiserin Katharina II. gedachte damals das noch übrig gebliebene Polen ganz einzusacken. Da konnten Preußen und Osterreich nicht ruhig zusehen. So kam's zu einer zweiten und endlich einer dritten Teilung Polens, in der Preußen nicht bloß das jetzige Posen, sondern noch einen großen Teil des späteren russischen Polen mit Warschau bekam. Das war ein gewaltiger Gebietszuwachs. Aber es war lauter slawisches Land, und um dies Land hat Preußen das deutsche Land auf dem linken Rheinufer preisgegeben. Denn im Frieden von Basel 1795 hat sich Preußen mit der Abtretung des linken Rheinufers einverstanden erklärt.

Was für eine Ländermasse hat Frankreich in diesen paar Jahren erobert! Ganz Belgien und Holland. Zwar gaben sie dem Lande unter dem Namen batavische Republik den Schein der Selbständigkeit; allein tatsächlich war es ein völlig von Frankreich abhängiges Land. Und von Deutschland die Rheinpfalz samt dem größten Teil der Rheinprovinz!

Die Franzosen wurden zuerst von den Deutschen begeistert willkommen geheißen; denn man glaubte, sie brächten die Menschenrechte Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Diese Phrasen nahmen die Deutschen für bare Münze, setzten die rote Jakobinermütze auf und tanzten um die Freiheitsbäume herum. Von manchen Lasten, Zehnten und Fronden sind die Leute auch frei geworden. Aber bald kamen andere schwerere Lasten. Sie mußten die französische Heere unterhalten. Diese waren schlecht gekleidet, verpflegt, ausgerüstet. Da hieß es: Das müssen die Deutschen schaffen; dafür bringen wir ihnen die Freiheit. Zu Beamten machte man Franzosen. Die waren ganz anders als die deutschen Beamten. Sie waren nur darauf aus sich zu bereichern; denn dazu, meinten sie, sind wir Beamte in unterworfenen Ländern. Das verstanden sie unter Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Da ließ bald die Begeisterung für die Franzosen nach, und es hieß: Wären wir sie doch wieder los!

Die Befreiung vom Königtum durch die Revolution hat die Franzosen mit einem solchen Stolze erfüllt, daß sie sich für berufen hielten, der übrigen Welt auch die Freiheit zu bringen. So verkündigten sie überall, wo sie hinkamen: Frankreich bringt euch die Freiheit. Aber es war genau wie heute. Während des Weltkriegs verkündigten sie: „Wir wollen euch Deutsche vom preussischen Militarismus befreien.“ Nachher hieß es: „Wir sind die Herren; ihr Deutschen seid die Knechte“ — und der Militarismus, den sie in die besetzten Gebiete gebracht haben, war hundertmal schlimmer als der preussische. Auch die furchtbaren Greuelthaten der Revolution wurden immer wieder mit der Versicherung der Menschenrechte, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erklärt und zugedeckt; und die Welt hat den schönen Worten geglaubt und die entsetzlichen Taten übersehen oder entschuldigt. Genau wie heute: die Welt glaubt immer wieder den großen Worten der Franzosen von Zivilisation und Freiheit und fragt nicht darnach, daß sie noch bei allen unterworfenen Völkern als rohe Barbaren und Tyrannen sich gezeigt haben. Aber e i n e s ist groß an ihnen, damals wie heute: ihre Vaterlandsliebe.

Gerade das aber hat uns Deutschen gefehlt. Denn der Deutsche hatte kein Vaterland. Der Preuße hatte es: den Staat Friedrichs des Großen, auf den er stolz sein konnte. Aber der Württemberger, der Reichstädter, der Hohenloher, der Mainzer und Trierer — wo war ihr Vaterland? Ihre Ländchen waren wohl schön und fruchtbar und ihre Bewohner

fleißig und tüchtig und ehrenhaft — aber was war ihr Staat? Der war nur klein und schwach und ohnmächtig, preisgegeben jedem Einfall eines beutegierigen Nachbarn — darauf konnten sie nicht stolz sein.

Und doch — was für große Geister haben diese Kleinstaaten hervor- gebracht! Da ist Friedrich Schiller, des Schwabenlands größter Sohn, der feurige, edle Mensch mit dem hohen Fluge der Gedanken. Da ist der Frankfurter Johann Wolfgang Goethe, einer der größten Dichter aller Völker und Zeiten. Und weil sie kein Vaterland hatten, so wollten sie den Gegensatz der Völker und Nationen überhaupt überwinden, wollten Weltbürger sein und hofften auf Völkerverbrüderung. Schiller hat gedichtet:

„Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!“

und: „Alle Menschen werden Brüder.“

Goethe hat nicht glauben können, daß wir je eine einige Nation werden können. Er hoffte, daß wir um so mehr der ganzen Menschheit nütze sein werden. Darum sagt er:

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zum Menschen euch aus.“

Als vom Westen her die großen Gedanken und die großen Worte kamen, da haben Schiller und mit ihm viele guten Deutschen den Franzosen zugejubelt und gehofft: sie bringen, was wir wünschen. Der französische Konvent hat sogar Schiller zum Ehrenbürger der Nation ernannt. Aber wie bald kam die Enttäuschung! Schiller ist gründlich irre geworden an den Franzosen, wie er die Greuelthaten erfuhr. Er war ein feiner und edler Mensch und schrieb darüber: „Mir ekelt vor diesen elenden Henkerknechten.“ Immer deutlicher erkannte er, daß der Mensch zuerst in seinem eigenen Volkstum feststehen und dessen Größe und Wohlfahrt über alles schätzen muß; erst dann kann er etwas nütze sein auch für die übrige Welt. So hat er in der „Jungfrau von Orleans“ die Worte gesprochen:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.“

Und im „Wilhelm Tell“ läßt er den alten Attinghausen sagen:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen;
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.“

In Deutschlands trübster Zeit hat er die Hoffnung ausgesprochen, daß Deutschland, obgleich jetzt besiegt, doch geistig hoch über den andern stehe, und ihm endlich auch die Herrschaft zufallen müsse. „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte; aber der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.“ Und gleich ihm haben sich damals viele unserer besten Männer gewandelt vom Weltbürgertum zur Vaterlandsliebe.

Das haben die Franzosen fertig gebracht. Ein Volk wird nicht dadurch anders, daß man ihm eine andere Verfassung gibt, ihm also ein neues Kleid anzieht, sondern dadurch, daß es einen neuen Geist bekommt. Das aber war bei den Franzosen nicht der Fall: sie sind überall, wo sie hinkamen, rohe, grausame Gewaltherrscher gewesen, in der Republik wie in der Monarchie. Aber unter dem furchtbaren Druck der Franzosenherrschaft ist bei uns Deutschen erst die Vaterlandsliebe wieder aufgewacht. Hoffentlich geht es auch heute wieder so.

14. Napoleon.

Durch die Revolution war Frankreich in solche Verwirrung geraten, daß niemand mehr einen Rat wußte. Man hatte das Alte eingerissen, aber nichts Neues aufgebaut. Die Schuldenlast des Staates, schon vor der Revolution überaus groß, war durch die Revolution ins Unermessliche gestiegen. Man half, genau wie in Deutschland in den letzten Jahren, durch den Druck von Papiergeld, den sogenannten Assignaten. Aber es ging wie bei uns. Das Papiergeld verlor von Tag zu Tag mehr an Wert, die Preise stiegen ins Unermessliche und schließlich kam ein großer Zusammenbruch. — Frankreich brauchte einen starken Mann, der Ordnung in den Wirrwarr hineinbringen konnte. Er kam; es war *Napoleon Bonaparte*, geboren 1769 zu Ajaccio auf Corsica als Sohn eines Advokaten. Der junge Napoleon erwählte den Offiziersberuf und ging in die Kriegsschule zu Brienne in Frankreich; und da er ein gescheiter und fleißiger junger Mann war, kam er rasch voran; und wie vollends die Revolution kam, war für solche Leute die beste Aussicht. In den Bürgerkriegen, die durch die Revolution herbeigeführt wurden, zeichnete er sich so aus, daß er in seinem 26. Jahr schon Divisionsgeneral wurde. — In Paris war zuletzt die Direktorialregierung mit fünf Direktoren gebildet worden; als es zu Straßentämpfen kam, beriefen die Direktoren Bonaparte zur Niederwerfung des Aufstandes; er ließ mit Kanonen die Aufständischen niederschießen und hatte damit die Regierung gerettet.

Nachdem Preußen 1795 in Basel seinen Frieden mit den Franzosen

gemacht hatte, hat Osterreich den Krieg weitergeführt, in Deutschland und in Italien. In Italien war das französische Heer in sehr schlimmer Lage: schlecht bekleidet, bewaffnet, genährt. Die Direktoren beauftragten Bonaparte mit dem Oberbefehl. Und ihm gelang's in wenig Monaten die Oesterreicher zu schlagen und zur Übergabe zu zwingen. Die Lombardei brachte er in seine Gewalt; und schon wollte er über die Alpen nach Wien vordringen, da schloß Kaiser Franz Frieden zu Campo Formio. In Deutschland hatten die Oesterreicher mittlerweile die Fran-



Napoleon bei Austerlitz.

zosen über den Rhein zurückgedrängt. So fiel der Frieden für Osterreich nicht so ungünstig aus. Es verlor Belgien und Mailand, gewann aber Venedig und die Küstenländer am Adriatischen Meer. Zur Abtretung des linken Rheinufers gab jetzt auch Franz seine Zustimmung.

Schon seit mehr als hundert Jahren lag England mit Frankreich im Kampf um die Weltherrschaft. Denken wir nur an den spanischen Erbfolgekrieg und den siebenjährigen Krieg! Das jetzige Anwachsen der französischen Macht war für England Grund genug, auf seiten der Gegner Frankreichs in den Krieg einzugreifen.

England hat nach seiner Gewohnheit im Kriege die andern vorgeschickt und bluten lassen, um dann für sich den Gewinn einzuschieben. Bonaparte aber erkannte klar, daß England der Hauptfeind sei; und nachdem Preußen und Osterreich aus dem Kriege ausgeschieden waren, war nur England übrig. Gegen diesen Feind wandte sich Bonaparte.

Eine Landung in England konnte er nicht wagen; aber er unternahm einen Feldzug nach Ägypten. Er gedachte damit die Verbindung zwischen England und Indien abzuschneiden, vielleicht gar auf Indien einen Angriff zu machen. In Ägypten besiegte er die Mamelucken, die damals dort herrschten, in der Schlacht bei den Pyramiden. Aber der englische Admiral Nelson vernichtete die französische Flotte bei Abukir. Da beschloß Bonaparte, nach Frankreich zurückzukehren, wo seine Anwesenheit dringend nötig war. Sein Heer ließ er in Ägypten.

In Frankreich war allgemeine Unzufriedenheit mit der Direktorialregierung entstanden. Bonaparte stürzte die Regierung und trat als erster Konsul an die Spitze des Staates. Das war 1799, zehn Jahre nach dem Ausbruch der Revolution. Freiheit hat die Revolution bringen wollen; aber nun kam's wieder hinaus auf die unbeschränkte Regierung eines einzelnen.

England brachte nun ein neues Bündnis gegen Frankreich zustande. Diesmal schlossen sich Osterreich und Rußland an. Da die Franzosen immer weiter griffen und in Italien die cisalpinische, in der Schweiz die helvetische Republik errichteten, lauter Staaten, die von ihnen abhängig waren, so war's kein Wunder, daß die Festlandsstaaten gern auf ein Bündnis eingingen, das der weiteren Ausdehnung Frankreichs ein Ziel setzen sollte. Die Osterreicherr errangen am Bodensee Erfolge; der russische Feldherr Suwaroff erfocht sogar in Oberitalien glänzende Siege. Allein der russische Kaiser Paul, ein ganz unzurechnungsfähiger Mensch, berief plötzlich Suwaroff ab und schloß Frieden mit den Franzosen. Und jetzt ging's den Osterreichern übel. Bonaparte schlug sie bei Marengo in Oberitalien und General Moreau in Deutschland bei Hohenlinden. Die Engländer hielten sich wieder klüglich im Hintertreffen und leisteten nichts. 1801 wurde der Friede von Lunéville geschlossen, der den Frieden von Campo Formio bestätigte.

Durch die Abtretung des linken Rheinufers hatte eine Menge von deutschen Staaten Verluste erlitten. Sie sollten dafür im rechtsrheinischen Deutschland entschädigt werden. Nun waren ja immer noch die geistlichen Fürstentümer da: Köln, Mainz, Trier, Würzburg u. a. Das war eine Einrichtung, die sich überlebt hatte und aufhören mußte. Aber das Traurige war, daß nun auch wieder Fremde hineinredeten in Deutschlands Geschicke, und daß Frankreich mit Rußland hier geradezu grundstürzende Änderungen vornahm. An den ewigen Reichstag in Regensburg wurde eine „Deputation“, das heißt eine Abordnung der wichtigsten deutschen Staaten einberufen. Die haben miteinander darüber beraten, wie die deutschen Staaten, die links vom Rhein Gebiet verloren hatten, entschädigt werden sollten. Aber in der Tat haben nicht sie es gemacht, son-

dem Bonaparte durch seinen Minister Talleyrand, und daneben der russische Zar. Da wurde von Talleyrand mit deutschem Lande ein richtiger Schacher getrieben. Deutsche Fürsten schickten ihre Gesandten zu ihm nach Paris; und wer ihm und seinen Helfershelfern am meisten zahlte, der bekam am meisten. Es war ja ein Glück für Deutschland, daß eine große Zahl von Kleinstaaten aufhörte, und daß die geistlichen Fürstentümer ein Ende nahmen. Aber daß es so geschah, das war doch eine jammervolle Schmach. 1803 wurden die Verhandlungen abgeschlossen; das nannte man den Reichsdeputationshauptschuß. Allen geistlichen Herrschaften und dazu einer großen Zahl von Reichsstädten wurde der Garauß gemacht. Osterreich, Preußen, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen, Oldenburg wurden entschädigt; meist erhielten sie mehr als sie verloren hatten. Württemberg erhielt die Propstei Ellwangen und die Reichsstädte Neutlingen, Eßlingen, Hall, Gmünd und Heilbronn.

Bonaparte hat sich nach diesen Erfolgen 1802 zum lebenslänglichen Konsul und 1804 gar zum Kaiser unter dem Namen Napoleon wählen lassen. Es war wieder die unumschränkte Monarchie. Das war das Ende der Revolution.

Daß alle diese Kämpfe letzten Endes Kämpfe zwischen England und Frankreich um die Weltherrschaft waren, hat Schiller in seinem Gedichte „Zum Antritt des neuen Jahrhunderts“ klar gesehen:

„Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Völker Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizaß und den Bliß.

Gold muß ihnen jede Landschaft wägen
Und, wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen ehrnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Brite
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen wie sein eigen Haus.“

Der Krieg zwischen beiden Nationen wurde zwar 1802 durch den Frieden von Amiens beendet, aber nicht für lange. Solange zwei nach der Weltherrschaft streben, kann nicht Friede sein. England hatte nur deshalb Frieden gemacht, weil es auf dem Festland keinen Bundesgenossen fand. Napoleon gab keine Ruhe, so lang die englischen Schiffe

die See beherrschten. 1803 besetzte er Hannover. Das sah England als Kriegsfall an. 1805 brachte es ein drittes großes Bündnis mit Rußland und Oesterreich zustande. Napoleon hatte inzwischen sich zum König von Italien gemacht. Für Oesterreich war's ein unglücklicher Kampf. In Ulm hat Napoleon ein ganzes österreichisches Heer mit 25 000 Mann unter General Mack gefangen genommen, ist durch Bayern nach Oesterreich gezogen und hat Wien besetzt. Bei Austerlitz in Mähren stellten sich ihm die vereinigten Russen und Oesterreicher zur Schlacht; sie endigte mit einem glänzenden Siege Napoleons. Nun mußte Kaiser Franz zu P r e ß b u r g Frieden machen. Er mußte eines seiner schönsten und treuesten Länder, Tirol, an Bayern und seine schwäbischen Besitzungen an Württemberg und Baden abtreten.

Jetzt war Napoleon vollends Herr in Italien und Deutschland. Seinen Bruder Joseph machte er zum König von Neapel, seinen Schwager Murat zum Großherzog von Berg rechts des Rheins und seinen Bruder Ludwig zum König von Holland.

Als Napoleon die Deutschen näher kennen lernte, fand er sofort heraus, wie gut er sie für sich brauchen könne. Das Volk kräftig, tüchtig, fleißig; die Verfassung des Reiches aber die elendeste und jämmerlichste, aber eben darum für Frankreich die beste. Er meinte: wenn diese Verfassung nicht da wäre, müßte man sie zum Nutzen Frankreichs erfinden. Zwei Großmächte, Preußen und Oesterreich, und daneben ein Heer von kleinen Staaten! Die wären selbst gerne starke Staaten gewesen. Da stellte ihnen Napoleon vor, daß sie durch ein Bündnis mit ihm stark und mächtig sein könnten. Er hatte schon den Kurfürsten von Bayern zum König, den Herzog von Württemberg erst zum Kurfürsten, dann zum König gemacht, auch andere Fürsten an Rang und Gebiet vergrößert. 1806 schloß er mit 16 deutschen Fürsten den R h e i n b u n d. Sie verpflichteten sich, im Kriegsfall Napoleon 63 000 Mann zu stellen; diese konnte er überall vorne hinstellen, um seine Franzosen zu schonen. Die Rheinbundfürsten hat er auch belohnt mit bisher unabhängigem fürstlichem, gräflichem, ritterschaftlichem, reichsstädtischem Gebiet. Napoleon nannte das M e d i a t i s i e r e n. Nach dem Deutschen Reich ward nichts gefragt. Deshalb hat auch Kaiser Franz II. die deutsche Kaiserkrone niedergelegt und nur für Oesterreich die Kaiserwürde beibehalten.

Das war das traurige Ende des alten, heiligen, römischen Reichs deutscher Nation! Wie stark war es dagestanden unter den Sachsen-, Franken- und Hohenstaufenkaisern! Aber jetzt nahm's ein klägliches Ende, und kein Hahn hat nach ihm gekräht. Und wie um zu zeigen, daß er allein Herr in Deutschland sei, hat Napoleon damals den Nürnberger Buchhändler Palm erschießen lassen, weil er die Schrift „Deutschland in

seiner tiefsten Erniedrigung“ verbreitet hatte. Das war die Freiheit, die von Frankreich kam! Es war, wie vor kurzem im Ruhrgebiet.

Trotzdem jubelten viele Deutsche ihm zu. Immer noch glaubten sie, er bringe eine Zeit der Völkerverbrüderung und des Weltbürgertums. Die Kleinstaaten hofften, durch das Bündnis mit dem Mächtigen auch etwas werden zu können. Von seinen Offizieren und Soldaten kannte er sehr viele bei Namen. Er geizte nicht mit Belohnungen und Auszeichnungen. Wer tüchtig war, konnte es bei ihm zu etwas bringen; denn, so pflegte er zu sagen: „Bei mir trägt jeder Soldat den Marschallstab im Tornister.“ Ein einfacher elsässischer Küfersohn, Michel Ney, wurde Marschall, Herzog von Elchingen und Fürst von der Moskwa. Wenn der Kaiser so dahinritt, der kleine Mann mit dem gelblichen Gesicht, im einfachen Uniformrock und einem kleinen Hütchen auf dem Kopf, da beugte sich alles vor dem Gewaltigen. Viele jubelten ihm zu, und nur wenige ballten im stillen die Faust und dachten: „Es ist doch eine Schmach, daß dieser Fremdling Herr im deutschen Lande ist und drin schalten und walten kann nach Belieben.“

Was damals Napoleon tat mit all den Kleinstaaten, das war wohl eine grobe Vergewaltigung. Er tat's, weil er gegen Preußen und Osterreich eine dritte Macht bilden wollte, die ihm dienstbar war. Er wollte Deutschland nach dem Grundsatz: „Teile und herrsche!“ für immer zersplittern, um es beherrschen zu können. Aber es ging nach dem alten Spruch: „Ihr gedachtet es böse zu machen; aber Gott gedachte es gut zu machen.“ Daß so viele Kleinstaaten aufhörten, selbständig zu sein, ist zum Heil Deutschlands geworden; denn nur so konnte später Deutschlands Einigung geschaffen werden.

